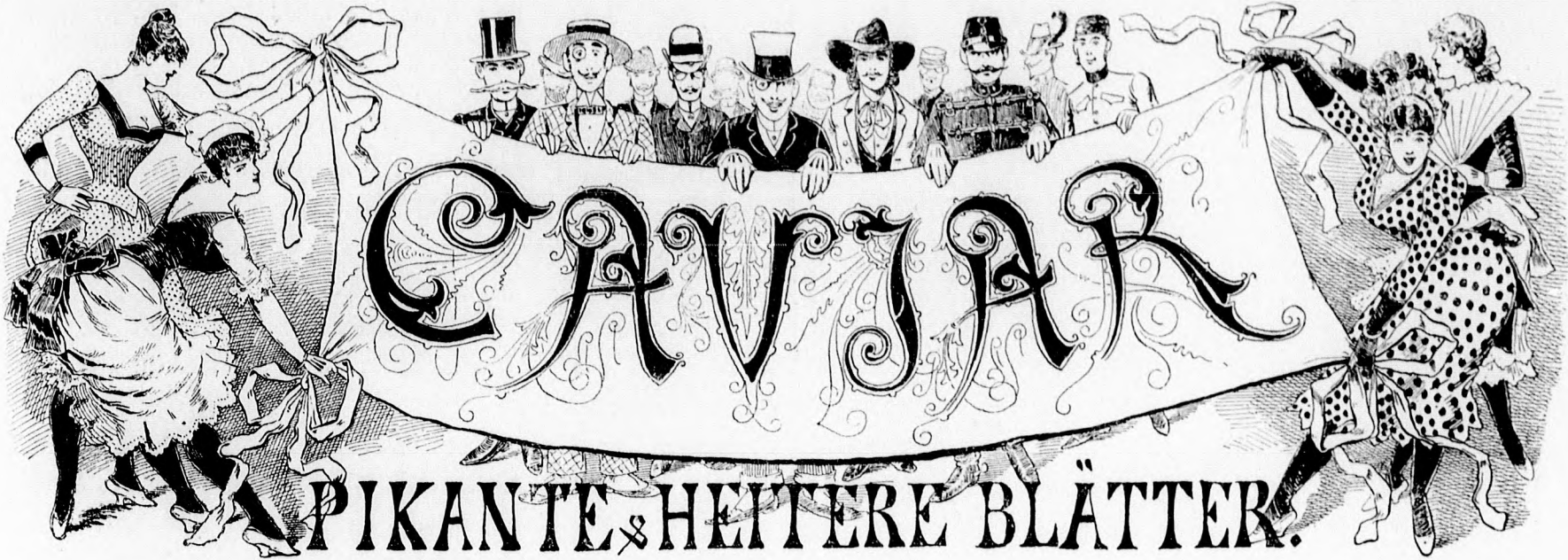


bonibant



— Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland). —  
 Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



— Was? Fifiue ist auch wieder da?  
 — Ja, aber auf den Hund gekommen, wie Du siehst.



## Eine süßsaure Halbestunde.

Von Jo Chatte.

Der liebe Freund Gustav, hangend in ewiger Liebesqual, fühlte sich wieder einmal selig bis über alle Unmöglichkeit. Und wie hatte er mir sein süßes, oder sagen wir lieber süßsaures Glück bei der kleinen Frau geschildert, deren Mann er eben jetzt vielzackige Geweihe aufsetzte.

Sowohl, süßsauer oder sauer-süß muß man ein solches Glück nennen, wo die eine Hälfte des Epitheton auf ein reizendes, in allen Verführungskünsten der Liebe erfahrenes Weibchen angewendet werden kann, die andere Hälfte dagegen auf den Herrn und Meister bezogen werden muß, der Gustav's Beschreibung nach „ein Bär“! schimpft zwar nie, geräth aber bei der geringsten Veranlassung gleich in die äußerste Wuth und dabei ein Othello, welcher sogar schon einen Galan seiner Frau mit einem Knüttel halbtodt geprügelt. Vielleicht streuete gerade die Wildheit dieses Lebensbrechers das Salz auf die Liebe, welche Gustav so mächtig bewegte, denn in Wahrheit muß ich konstatiren, daß er in die Bärin wahnsinnig verliebt war.

Vor einigen Tagen erscheint er bei mir ganz trostlos. Die Holde beantwortet seine Briefe nicht mehr, erscheint zu den Rendezvous gar nicht oder läßt ihn ewig warten, ist nie zu Hause anzutreffen; kurz und gut all' diese bekannten, weiblichen Manöver, welche in der Uebersetzung lauten: 's war wieder nichts! Tauschen wir unsere Briefe aus und im Uebrigen „San mer guat!“

Gustav schien diese symbolische Sprache nicht zu verstehen; wohl zwanzigmal in der Minute wiederholte er mir die Bitte: „Geh' Du zu ihr; sprich für mich; frag', was sie gegen mich hat!“

Bevor ich diese nicht gerade sehr angenehme Mission übernahm, hätte ich mich an die besonderen Kennzeichen erinnern sollen, welche er mir über den Ehegemahl geliefert und mich nicht so direkt in den Bärenzwinger stürzen lassen; aber ich war so unvorsichtig, nicht daran zu denken und machte mich sofort auf den Weg zu seiner Schönen.

Gleich bei der ersten Frage der Dulcinea wußte ich, wie es in Bezug auf die Treue stand, welche sie meinem Freunde Gustav bewahrte, denn bevor ich mich noch recht über den eigentlichen Zweck meines Besuches hatte aussprechen können, stolperte die Zunge des angebeteten Goldengels über den Rosenamen des geliebten Mannes. Gusti hatte sie ihm stets zugeschmeichelt. Wie erstaunt richteten sich jetzt meine Ohrlöffel in die Höhe, als die Holde frug:

„Ist Ottokar krank?“

Sofort wurde mir klar, daß die süßsauren Freuden des Versteckspiels mit einem Ottokar wohl reichlicheren Zuckerstoff produziren mußten, als diejenigen mit Gusti und daß mein Freund daher in die Kategorie des weggeworfenen Spielzeuges rangirt worden.

„Gerade erwartete ich ihn, wie Sie sehen,“ flötete sie lächelnd weiter und begleitete dieses „wie Sie sehen“ mit einer Handbewegung, welche auf eine noch nicht ganz vollendete Stickerei zu einem Paar Morgenschuhen deutete.

Ich nahm mir nicht die Zeit zu fragen, warum ein gestickter Schuh so süßes Lächeln koste und weshalb derselbe ein Beweis sei, daß Ottokar erwartet wurde, denn sie flötete weiter:

„Also krank ist der liebe Schneck? und Sie schicken er, mich davon benachrichtigen?“

Eben that ich den Mund auf, um ihr zu erklären, daß sie sich über Den täusche, welcher mich abgesendet, als sie in gewohnter Weise fortplapperte:

„O, ich kenne Sie; glauben Sie mir. Ottokar erzählt oft von Ihnen; Sie sind sein Freund, ein alter Studiengenosse, der Damen gegenüber sich so furchtsam zeigt, so schüchtern und — unerfahren. Mit 24 Jahren! Da ist der Mann doch ein Feuerbrand, ein Löwe, der Alles verschlingen möchte! Eigenthümlich, nach Ihren Augen in diesem Moment zu urtheilen, sollte man es auch kaum glauben.“

Wohl möglich, daß die Morgenschuhstickerei Herrn Ottokar den Beweis lieferte, daß er erwartet wurde — ein Geheimniß zwischen den zwei Liebenden, welches mir erst später klar werden sollte; deutlicher und weniger geheimnißvoll bewies mir den erwartungsvollen Zustand der Dame das reizende, verführerische Negligé, in welches sie sich lose gehüllt.

Nehmen wir an, ich wäre, wie das wahrhaft entzückende Weibchen wähnte, der oft besprochene Jüngling voll Furcht doch noch ohne Tadel gewesen, so hätte meine bisher unentdeckte Leistungsfähigkeit wohl in starken Eisenbanden liegen müssen, weil Ottokar geglaubt, mich ohne Schaden zu nehmen als Botschafter zu einer so verführerischen Dame senden zu dürfen.

„Was für Augen!“ wiederholte sie erregt. „Setzen Sie sich doch, Herr Furchtsam.“

Sie wies mir einen Platz neben sich auf dem Sopha an; ein Sopha, breit, lang und mit Kissen ausgestattet wie ein — Altar.

Man darf mich nicht einen Verräther an der Freundschaft schelten. Konnte ich für Gustav I plaidiren, wenn das Sprichwort wieder einmal Recht hatte, daß ein Keil den anderen getrieben und wenn Gustav II (alias Ottokar) sogar schon ernstlich bedroht war, vor dem noch in der Puppe steckenden Schmetterling, für welchen ich so gerne gehalten wurde, aus dem Sattel zu fallen. Klar sah ich mein Geschick sich vollziehen; Madame brannte vor Verlangen, diese unerfahrene, überreife, so hochgeschätzte Frucht zu brechen, der gegenüber noch keine Frau ihr Herrenrecht geltend gemacht hatte. Ein Herrenrecht ins Weibliche übersetzt. Und dann, durfte ich durch prüdes Nichtfolgen dieser mir deutlich gewiesenen Fährte mich dem Hasse, ja der Verachtung einer so schönen Frau aussetzen?

So zog es mich und sank ich auf den Divan an die Seite meiner Lehrmeisterin. Doch kaum begann ich mich etwas bequemer zu fühlen, da ertönt kräftiges Stiefelgeräusch im Korridor, welches immer näher kommt bis an die Thüre des Boudoirs.

„Hören Sie meinen Mann!“ flüstert meine Entdeckerin mit süßer Stimme und einem versicherungsvollen Lächeln.

„Alle Teufel!“ entrang es sich mir unbewußt, denn im selben Moment erinnerte ich mich lebhaft der vertraulichen Mittheilung Gustav's über diesen Eheherrn:

1. Ein Bär.
2. Schimpft nie.
3. Geräth bei der geringsten Gelegenheit in blinde Wuth.
4. Ein Dthello, der schon einen Geliebten seiner Frau mit einem Knüttel erschlagen.

Unser trauliches Tête-à-tête dürfte reichlich genügen, um diesen Bären, ohne daß er schimpft, in solche blinde Wuth zu bringen, daß er mich Menschen für einen Liebhaber anschaut und mit einem Knüttel erschlägt.

Unwillkürlich fällt mein Blick auf die starken Holzscheite, welche vor dem Ofen liegen, zu dessen Speisung sie bestimmt scheinen. Sie zeigten unheimliche Dimensionen! Sollte vielleicht eines von ihnen dazu gedient haben, um den besprochenen Herrn in's bessere Jenseits zu befördern?

Auf mein „Alle Teufel!“ frug die Kleine mit leiser Stimme:

„Fürchten Sie sich?“  
 „Nicht für mich, nur für Sie,“ antwortete ich schnell gefaßt.  
 „Seien Sie unbesorgt, er kommt nicht herein.“  
 „Es findet sich nicht einmal ein Riegel an der Thür.“  
 „Ich weiß es.“  
 „Mit einem einfachen Druck kann man sie öffnen.“  
 „Alles wahr. Ich versichere Ihnen noch einmal: mein Mann kommt nicht herein.“  
 „Er ist aber doch eifersüchtig?“  
 „Wie ein Tiger. Er würde Sie auf der Stelle umbringen, fände er Sie hier.“

„Alle Teufel!“ entschlüpfte es mir schon wieder und unwillkürlich suchte ich in meinen Taschen, wo ich zu meiner

Vertheidigung nichts fand als einen Zahn, den ich mir Tags zuvor hatte reißen lassen.

Das Stiefelgeklapper hatte inzwischen nicht aufgehört. Der Bär trotete mehreremale an der Thüre unseres Zimmers vorbei; ein Druck auf die Thürschnalle hätte genügt, um uns zu verderben. Zu meinem Erstaunen hatte Madame nicht das Geringste unternommen, um ihre Toilette etwas dezenter zu gestalten und bewahrte eine unerschütterliche Ruhe.

„Ohne Sorge,“ flüsterte sie, auf die Sticerei zeigend, „dort liegt unser Schutzengel.“

Endlich endigt der Lärm; wir hören in der Entfernung eine Thüre schließen und gleich darauf ertönt in unserer unmittelbaren Nähe im Korridor die Stimme des Kammerkätzchens:

„Er ist in's Kaffeehaus gegangen, gnädige Frau. Ich sagte ihm gleich bei seiner Ankunft, daß Sie in Ihrem Zimmer an den Morgenschuhen arbeiten.“

Dann schlich sie davon.

Da ich bei diesen Worten der Zofe die Augen groß aufriß, hielt die Holde eine Erklärung für nöthig und schäfernte lächelnd:

„Ich hatte Ihnen doch die Versicherung gegeben, daß wir keine Gefahr laufen.“

„Nun ja, aber warum kam er nicht herein?“

„Weil ihm meine Kammerjungfer vor ungefähr 14 Tagen — natürlich im Vertrauen, unter unverbrüchlicher Verschwiegenheit — mitgetheilt hat, daß ich für sein Namensfest, welches in fünf Tagen gefeiert wird, an einem Paar Morgenschuhen für ihn arbeite. Deshalb kommt er jetzt bei Tage nicht in mein Zimmer, um mir das volle Vergnügen der Ueberraschung nicht zu verderben.“ Und mit reizendem, gewinnendem Schmollen fügte sie hinzu:

„Was werden Sie mir nun jetzt erzählen, Herr Furchtsam?“

„Alle Teufel!“ wiederholte ich, aber in einer ganz anderen Tonart.

Was ich sonst noch hinzufügte, weiß ich nicht mehr mit Bestimmtheit zu sagen; doch hat sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt, daß nach Beendigung meiner umständlichen Phrase das liebeglühende Weib mir zurief:

„Lügner! Sie behaupten direkt aus dem Paradiese zu kommen, Sie?! Viel eher möchte ich glauben, daß Sie ein schlimmer Teufel sind! . . .“



### Gedankensplitter.

Nachdem der Allmächtige Alles erschaffen hatte, nahm er von Jedem etwas und daraus entstand: Das Weib.

\*

Bei Damen und Landarten ist die Jahreszahl ihrer Entstehung stets schwer zu ermitteln.

\*

Manche sehen Gewohnheit für — Liebe an!

\*

Der Kuß ist eine Brücke, auf welcher Amor gerne wandelt.

\*

Verliebt ist nicht verlobt, und verlobt ist noch nicht verheirathet.

\*

Ein unschuldiges Mädchen ist gefährlicher als hundert Kokette.

\*

Wenn eine Erbstochter tugendhaft bleibt, so ist sie entweder häßlich, oder es fehlt ihr die Gelegenheit.

\*

Wenn Jemand heirathet, so ergeht es ihm wie Adam nach dem Apfelbiß: es gehen ihm die Augen auf.

\*

Das schöne Geschlecht ist und bleibt ewig ein Räthsel der Natur.

P. G. G.

### Der einzige Liebhaber.

Von Catulle Mendès.

„Ja, ich hatte Unrecht; ja, ich habe gelästert! Die Liebe existirt. Zart und stürmisch, keusch und verderbt, froh und verzweifelt, als Liebkosung und Kampf, als Keuschheit und Ausschweifung, als Lachen und Schluchzen, köstlich genug, um nicht Beatriz und Virginie, noch auch mich selbst zu erschrecken, furchtbar genug, um Messalina und mich selbst zu befriedigen: existirt die Liebe, die wahre, volle, ganze Liebe, die alles Gute und zugleich alles Böse ist. Es gibt nicht bloß falsche Zärtlichkeiten, falsche Eide, falsche Freuden. Der Mann ist in der That im Stande, der Halbgott zu sein, den man Liebhaber nennt. Denn ich bin geliebt worden! Schüchtern wie ein Kind und gütig wie eine Mutter, wüthender als ein betrunkenener Matrose und schlauer als ein junger Prinz, mit aller Keuschheit, aller Hingebung, aller Tollheit, allen Künsten hat ein Mann mich bezaubert, gewiegt, gebrochen, in Verdammniß geführt und seinethalben seht Ihr manchmal in meinen Augen einen Blick, der allen Paradiesen Trost bietet.“

Die uns Dies sagte, war Caroline Fontèje, die schöne und berühmte Dichterin. Sie fuhr fort zu sprechen, noch fieberhaft erregt von der Arbeit des Tages, die Stimme rhythmisch bewegt durch die Erinnerung an die Verse, die sie geschrieben.

„Ihr kennt mein Haus, aus rothen Ziegeln erbaut, in Billeneuve-Saint-Georges, und mein Gärtchen, das hinter dem Hause den Hügelrücken hinanklimmt. Eines Abends, als ich allein auf der Bank einer Allee saß, dem ersterbenden Geräusch

der Vogelnester, des Laubes und des nahen Baches lauschend, vernahm ich plötzlich das Knistern von brechenden Zweigen und von der Höhe der Gartenmauer fiel ein Mann zu meinen Füßen nieder. Er stand sogleich wieder auf den Beinen und schaute mir voll ins Gesicht. Er sah sehr wild aus; ohne Hut, in Hemdärmeln, mit wirrem Haar und langem, verwildertem Barte. Ohne Zweifel irgend ein Landstreicher, ein Dieb; aber er war schön vermöge der etwas irren Flamme seiner Augen, vermöge der frischen Röthe seines Mundes; ich hatte nicht Zeit zu erschrecken, weil ich sogleich entzückt war. Die Hände gierig ausgestreckt, wie einer, der endlich im Begriffe steht, einen lang begehrten Schatz zu erlangen, sprach er mit dem Stammeln und Köcheln der Zärtlichkeit und der Wuth zugleich zu mir. Alles was das menschliche Wort, unterbrochen von Schluchzen, an unterwürfiger Liebe und drohendem Verlangen, an unendlichem Respekt und schamloser Wuth auszudrücken vermag, Das sagte er. Er flehete und gebot zugleich. Anbetung und Nothzucht in einem Athem. Ich fühlte am ganzen Körper gleichsam das Fluidum seiner ausgestreckten Hände, den wüthenden und zugleich sanften Willen seines Blicks, und ich fühlte auch, daß ich niemals mit so brutaler Gewalt und mit so zarter Unterwürfigkeit geliebt worden war. Woher immer Du kommen magst, oh Freude, sei mir willkommen! Ich öffne mein Fenster dem Schimmer aller Sterne, dem Dufte aller Blumen, den Blitzen jedes Ungewitters. Man soll das Glück, diesen seltenen Gast nicht verjagen, weil er beim Kommen die Thür einstößt. Wortlos streckte ich meine Hände jenen des zärtlichen und zugleich schrecklichen Unbekannten entgegen und mein Herz löste sich in einem köstlichen Schmachten, während er, die Stirne auf meine Kniee gestützt, seine Liebe und seine Dankbarkeit stammelte.

Ah, welche glücklichen Tage nach sündigen Nächten! Ich fragte nicht, woher er kam; er war zu mir gekommen, Das genügte mir. Wer er war, Das wußte ich wohl: er war mein Geliebter. Ihm verdankte ich allen Schauer, alle Thränen, alle Wonnen. Mit Tagesanbruch führte er mich, die von seinen wilden Umarmungen noch Erschöpften, in die Felder, in den Wald, an den Fluß; sein Arm, der mich bezwungen hatte, legte sich jetzt kosend und wiegend um meinen Leib; seine Stimme, sonst so wild und thierische Schreie ausstoßend, war jetzt milder als der Sang des erwachenden Vogels. Wir waren beide Kinder, besonders er. Es gab allerliebste Tandeleien, die mich lachen machten und entzückten. Eine graue Eidechse, die im Grafe dahin schlüpfte, konnte ihn vor Freude hüpfen machen und er warf sich dann auf alle Vier nieder, um das Thier so zu verfolgen. Obgleich er Vieles wußte, — er mußte viele Bücher gelesen und über das Gelesene viel nachgedacht haben — zeigte er sich manchmal seltsam unwissend; so gab es ganz gewöhnliche Blumen, deren Namen er nicht wußte; man mußte ihm diese Namen nennen und ihm sagen, in welcher Jahreszeit diese Blumen sich erschließen und in welchen Ländern sie hauptsächlich anzutreffen sind. Und so gab es noch andere Fragen über tausend verschiedene Dinge. Um dieses große Kind zu belehren, es die Worte wiederholen zu lassen, die es nicht sogleich begriff, nahm ich die strenge Miene einer scheltenden Lehrerin an. Oh, welch' liebenswürdige Lektionen! Ich liebte ihn, weil er weniger unterrichtet war als ich, mich

mit einer betroffenen Miene anhörte wie ein erstaunter Schüler. Zuweilen setzte ich mich auf einen großen Stein und sprach zu ihm in mütterlichem Tone, ein wenig pedantisch, während er, die Augen zu mir erhoben, mit einem Blüthenzweiglein meine Lippen fächelte und zugleich mir in das Gesicht blies, um — wie er sagte, der Narr! — den zitternden Schatten der Blätter und Blüthen hinwegzuschleichen. Doch plötzlich richtete er sich auf, eine stolze Freude leuchtete in seinen Augen. Das Kind ward zum Manne, der Mann zum Helden. Mit lyrischer Begeisterung, mit heldenhaften Bewegungen erzählte er mir seine Träume. Alle Ehren und Triumphe wollte er erringen, damit ich stolz und glücklich sei. Er wollte der siegreiche Fürst werden, vor welchem die Heere zittern, oder der erhabene Dichter, dem das Weltall den Lorber reicht. Die Paläste der Städte sollten mit den von ihm erbeuteten Fahnen geschmückt werden; auf den öffentlichen Plätzen sollten Tausende und Abertausende sich drängen und ihm zujubeln. Und das Herz von Stolz geschwellt folgte ich ihm in das Zauberreich dieser ruhmreichen Träume.

Wir machten zusammen Ausflüge, zu Pferde, zu Fuße, nach den Gebirgen und vertrauten unsere Liebe dem Zufall an, der uns bald in einer Herberge an der Straße, bald unter einem überhängenden Stein übernachten ließ. Ich bin kühn, er war tollkühn. Mit dem Bergstock in der Faust erstiegen wir die ewig unbeweglichen Felsen oder glitten die grünen, mit feuchtem Grafe bestandenen Hänge hinab. Und wenn wir über Gletscherfelder hinweg, wo der knisternde Schnee die Spalte und Risse verdeckt, einen Gipfel erklommen, preßte er, der hoch aufgerichtet und stolz einherschritt, mich, die Athemlose, in seine mächtigen Arme und küßte mich unter Gottes freiem Himmel! Manchmal stiegen wir in die Städte hinab. Dann ward er schrecklich; er bekam wüthende Anfälle von Eifersucht. Wenn ein Mann sich umwandte, um mich zu betrachten, wenn ein Vorübergehender mein Kleid streifte, zuckten Flammen aus seinen Augen und knirschte er mit den Zähnen. Dann führte er mich hinweg, verbarg mich, schloß mich ein. Ich habe sie kennen gelernt, die furchtbaren und köstlichen Schrecken, beschimpft und geprügelt zu werden von Demjenigen, den wir anbeten und der uns anbetet und der mit blutunterlaufenen Augen und schäumendem Munde uns durch die drohend erhobene Faust zwingt in die Kniee zu sinken, und uns vielleicht tödtet, wenn er uns nicht rasend in seine Arme schließt und mit seinen glühenden Rüssen, die fast Bisse sind, uns zu ersticken droht. Aber auf seine tollsten Ausbrüche — oh, wie süß, wie theuer waren sie! — folgten unterwürfige Reue und zärtliche Ergebenheit; er flehete um Bückigung, um Buße; er glich einem sündigen Pilger vor einer Heiligen, die verzeiht; um mir eine Thräne zu ersparen, ein Lächeln zu entlocken, würde er dem grausamsten Tode Troß geboten haben. Einmal betrachtete ich von der Höhe einer Brücke die grünweißen Fluthen eines Bergstromes, der sich schäumend die Felsen hinabstürzte; da entfällt mir eine Blume, die ich zwischen den Zähnen gehalten; er stürzt sich in den Strudel und bringt mir mit blutiger Stirne und zerschundenen Händen die Blume wieder.

Drei Monate später — wir waren mittlerweile wieder nach Villeneuve-Saint-Georges zurückgekehrt — stürzte eines

Morgens meine Magd ganz verstört in mein Zimmer, wo wir nicht mehr schliefen.

Die Gendarmen waren da und suchten einen Flüchtling.

Derjenige, dem ich es zu verdanken hatte, die wahre, ganze, absolute Liebe kennen zu lernen, der zärtliche und heftige, keusche und verderbte, der tapfere, großmüthige, eifersüchtige und auf den Tod ergebene, kurz der vollkommene Liebhaber, der einzige, der dieses Namens würdige, war ein Narr, dem Tollhause von Charenton entsprungen.

### Unmögliches Vergessen.

**D**u holde Maid! Wie mag ich Dich vergessen? —  
Du glaubst vielleicht, entfernt an fremdem Ort?  
Ich hab's versucht, manch' weiten Weg gemessen  
Und trug Dein Bild mit mir im Herzen fort.

Mein süßes Kind! Wann soll ich Dich vergessen?  
Du meinst vielleicht im Schlaf, bei stiller Nacht? . . .  
Ich schlumm're längst nicht mehr. — Indessen  
Im Traume hätt' ich Deiner doch gedacht!

Und sag', warum, — warum soll ich vergessen  
Dich wunderholde, zauberische Maid? — —  
Vielleicht, weil Du einmal so dumm gewesen  
Und Deine Unschuld gabst einem „von uns're Leut“?

P. Gutkaisz.

### Nur für Natur!

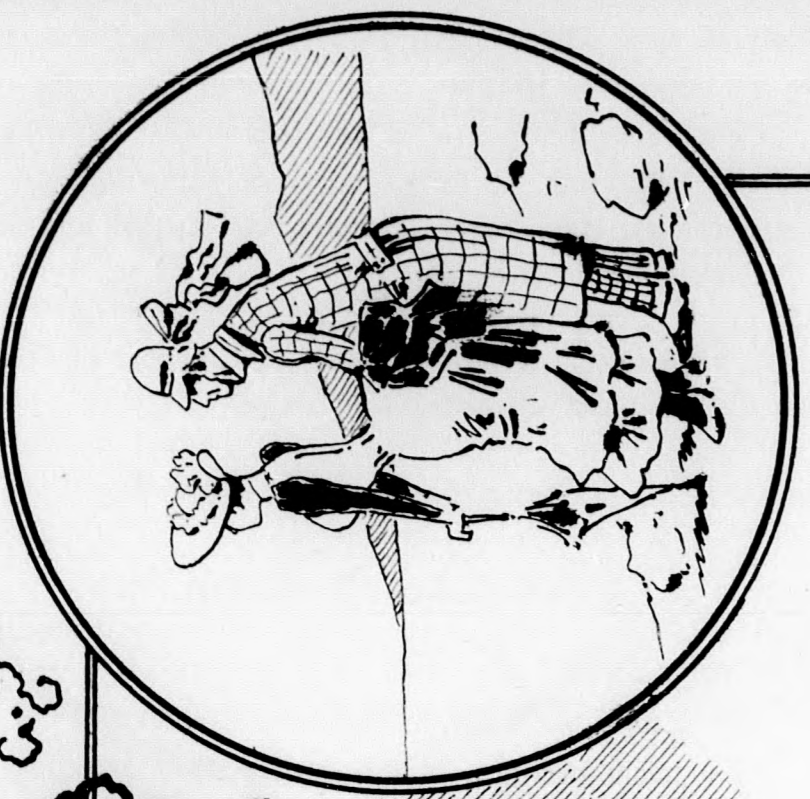
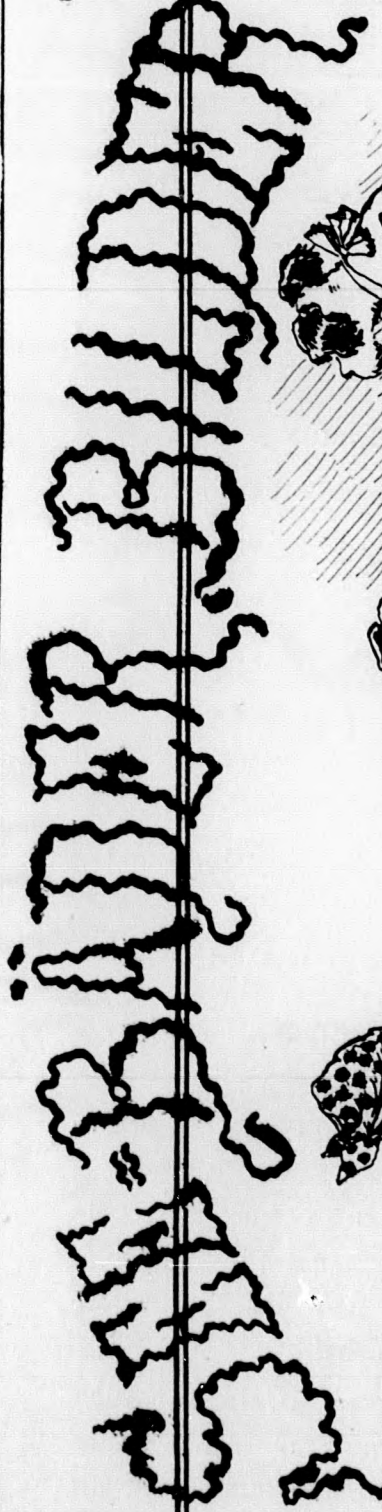
Von Steck.

**G**egen den 1. Juli der Regensaison, die wir heuer haben und die wir aus Gewohnheit und um die Kalenderhändler nicht zu ärgern, Sommer nennen, erklärte Henri Brulard seinen Freunden, daß er „nicht weiter könne“. Diese unerwartete Erklärung brachte in der Welt der Ballspieler, Fechter und Tänzer eine gewisse Wirkung hervor; man sprach viel davon auf der Terrasse des Feuillants und die jungen amerikanischen Misses, die sich täglich zum Lawn-Tennis-Spiel auf der Suresnes-Insel einfanden, seufzten sehr tief, als Brulard ihnen erklärte, daß er sein Schlagnetz für einige Monate an den Nagel hänge; aber es half nichts; Brulard wiederholte, daß er „es nicht länger aushalte“.

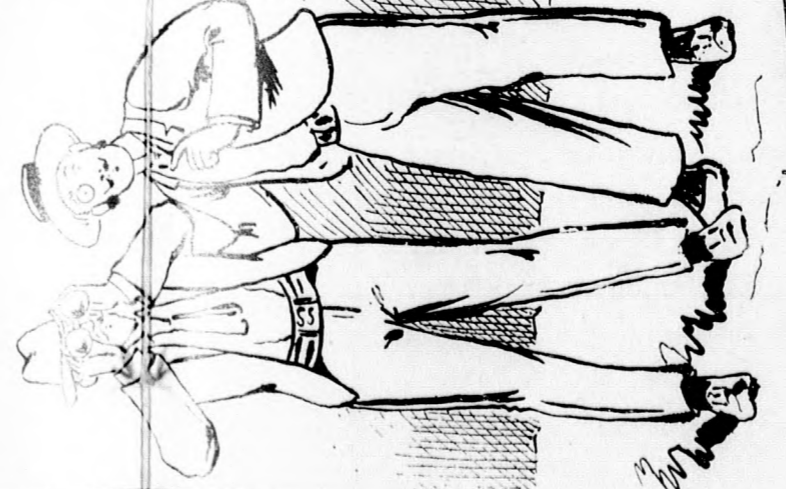
Eines schönen Abends — es war im „Café antique“ — ging er noch weiter und kündigte an, daß er ins Grüne wolle. Und es ereignete sich in diesem Pracht-Etablissement mit den hohen Strohsesseln der unerhörte Fall, daß drei Gäste zugleich sprachen. Der „Barman“ (Ausschänker) konnte sich vor Staunen nicht fassen. Und doch war Das, was die Drei sagten, nicht sehr komplizirt; sie sagten bloß:

--- Unmöglich!

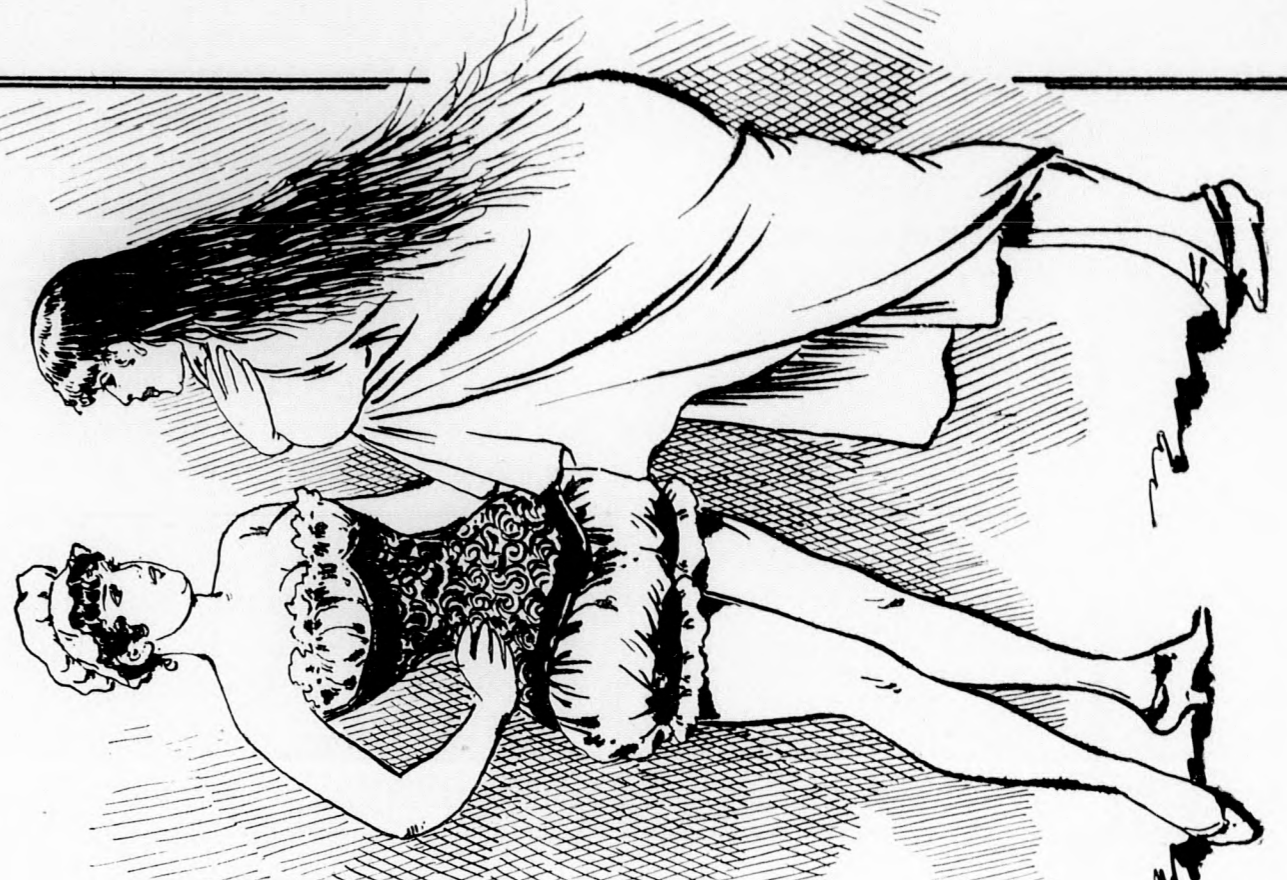
von Sieben-



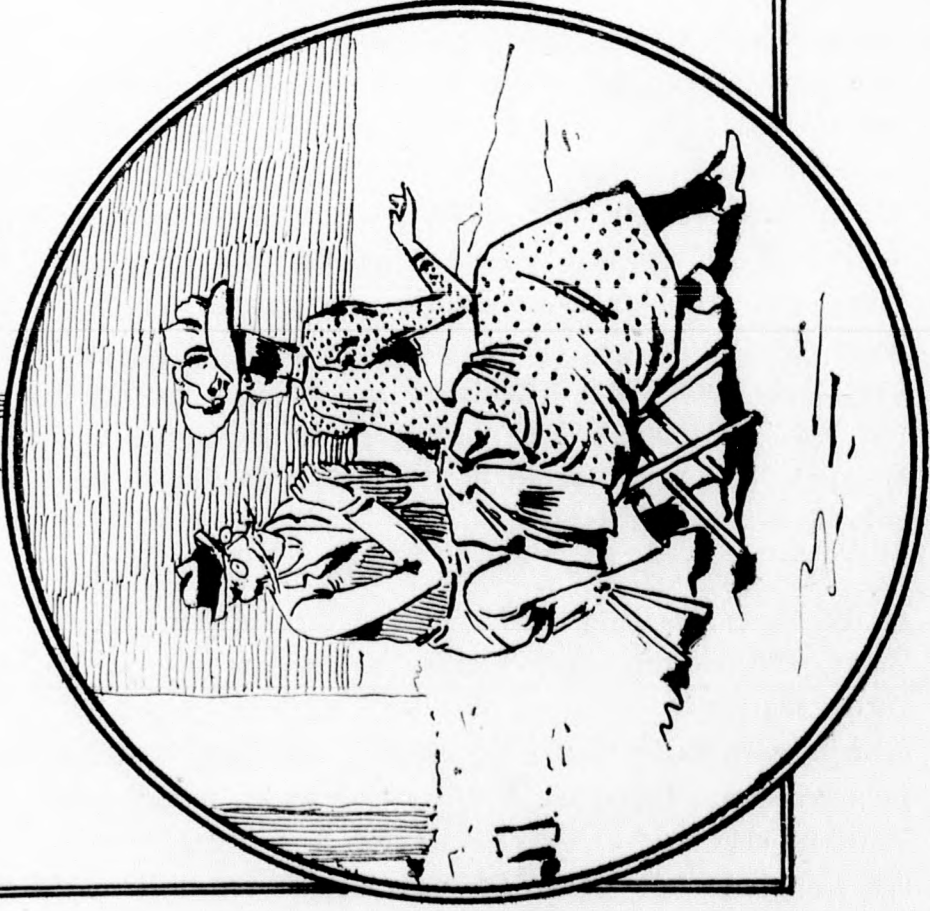
— Reife unbeforgt, lieber Mann!  
ich mache über Deine Ehre.



— Der Samstags-Tag, der die Ehemänner  
bringt, ist doch eine schlechte Erfahrung!  
— Warum?  
— Man ist von der ganzen Woche so er-  
müdet! . . .



— Nur mutzig hinein!  
— Geduld! laß die Her-  
ren doch vorerst ihre Ma-  
turstudien machen.



Brulard nahm sein Monocle, hauchte darauf, wischte es ab und sagte:

— Jawohl.

Dann erhob er sich und sprach:

— Morgen reise ich. Good bye, old boys!

Und er ging. In dieser Weise trennt man sich im „Café antique“. Ein Augenblick des Stillschweigens trat ein, noch vollständiger als sonst; dann erstaunte der Kellner noch mehr: *Maulepain*, derjenige, der das Stillschweigen zur Höhe eines Axioms erhoben hatte, rief aus:

— Kinder! Brulard hat etwas, er sagt uns nicht die Wahrheit.

— Er hat wahrscheinlich irgendwo einen tüchtigen Aderlaß bekommen, sagte der kleine albanesische Fürst, der seit 20 Jahren auf die Revolution wartet, die ihm seinen Thron wiedergeben soll, wobei er jeden Abend hundert Zigarretten raucht.

— No, sagte Lord Doncaster, es steckt was Anderes dahinter. Ich beobachte Brulard und kenne mich aus: er ist „Anti-Physiker“ geworden.

— Non sens, erwiderte Casal, — als ob die Frauen nicht genügen würden!

Und wieder ward es still. Der Kellner räumte seine Tische zusammen; die großen, mit Sherry-Brandy gefüllten Gläser wurden still geleert und man ging. Und als die vier stillen Herren in ihre Hansomes stiegen, dachten sie darüber nach, was Henri Brulard wohl haben mochte, daß er Paris verlassen mußte, um anderswohin als nach London zu gehen.

\*

Die vom „Café antique“ hatten Recht: Henri Brulard hatte etwas, oder vielmehr, es fehlte ihm etwas. Und es gibt Augenblicke im Leben, wo man mehr davon leidet, was man nicht mehr hat, als davon, was man noch hat. Ein Psycholog würde diese Erklärung unzulänglich finden und hinzufügen: was man zu wenig hat, mache sich weit mehr fühlbar, als was man zu viel hat. Diese Erklärung wäre richtig, wenn sie nicht zu verwickelt wäre. Henri Brulard, der nicht für einen Pfennig Psycholog war, weil er Ballspieler, Lawn-Tennis-Spieler, Athlet und Ruderer war, resümirte seine Lage viel klarer und kürzer, wenn er allein war. Den Anderen sagte er laut, „er könne nicht weiter“. Sich selbst gestand er leise, daß er überhaupt nicht mehr könne. Scheinbar ein geringer Unterschied und doch — welcher Abgrund! Welcher Vorwand zur Psychologie! Nicht weiter können ist fast lustig; überhaupt nicht mehr können ist sehr traurig.

Wie war ihm Das gekommen? Oder vielmehr: wie war es ihm davon gegangen? Mein Gott! sehr einfach. Eines Tages, oder vielmehr eines Abends, an welchem er zu viel Lichter angezündet hatte, war ihm der Docht ausgegangen. Er bedurfte einer starken Dosis Philosophie, um diesem Schlage zu widerstehen. Anfänglich wollte er sich in die offenkundige Thatsache nicht schicken. Er glaubte, die kleine Ladizé gefalle ihm nicht mehr und begann sich nach Damen von Welt umzuthun. Er trieb seinen Flirt mit Madame Mesgrigny und — gefiel ihr. Er hätte sich nicht viel anzustrengen gebraucht,

um sie seinem Freunde Des Frasses wegzuschnappen; aber im letzten Augenblicke drückte er sich. Er entdeckte, daß Madame Mesgrigny zu stark und zu gutmüthig sei. Nun begann er die haute finance zu frequentiren. Er ließ sich mit Madame Poltanoff, einer russischen Jüdin ein; diese brachte ihm guten Willen entgegen und widerstand nur der Form wegen; aber im letzten Augenblicke stolperte Brulard wuthschraubend über das Hinderniß. Er begann zu verzweifeln. Eines Abends, nach einer für ihn sehr gewinnreichen Bank, führten seine Freunde ihn in eine Brasserie des Studentenviertels soupiren. Er sah sich alsbald von zehn Weibern umgeben. Vergebens: angewidert und wüthend mußte er abziehen. Es war aus! Als dieser Blasirte sah, daß das Unsläthige ihn ebenso kalt ließ wie einen Haremswächter des Großtürken, sah er ein, daß er handeln müsse. Er war nun ein häufiger Gast der Aerzte von der vierten Seite der Zeitungen; sie vermochten bei ihm ebenso wenig Erfolg zu erzielen, wie die Medikamente, die er an verdächtigen Orten für schweres Geld erstand.

Damals kündigte Brulard seine Abreise an.

\*

Wohin er ging, Das wußte er selbst nicht. Er wollte sich in der frischen, gütigen Natur ausruhen und erholen. Er floh die Länder der weißen Schleier ebenso wie die Länder der gelben Schuhe; er mied die fernen Forscherreisen und die modernen Seebäder. Er hatte Spielraum und doch war das ideale Land nicht leicht zu finden. In Schottland findet man zu viel Verliebte und zu viel Jäger, in Norwegen zu viel Deutsche und protestantische Pastoren. Nach der Schweiz? Nein; da würde ich sicherlich einigen meiner unglücklichen Leidenschaften begegnen; ich kenne mich; ich würde gewiß einen ehrlichen Versuch wagen. Nein, keine Schweiz! Brulard versenkte sich in das Studium der verschiedenen „Wegweiser“, der grünen, gelben, weißen, blauen Bände mit prahlerischen Zeichnungen geziert, die auf seinem Tische herumlagen. Die „Königin der Alpen“ hatte bald kein Geheimniß mehr für ihn; die „Perle des Ozeans“ öffnete ihm ihre Muschel, das „Juwel der Pyrenäen“ lernte er in allen seinen Einzelheiten kennen. Und als er alle Reklamen gelesen und begriffen hatte, daß man in A. den Zug wechseln, in B. einen Wagen nehmen, in C. telegraphisch Zimmer bestellen und sicher sein müsse, trotz aller langweiligen Vorbereitungen am Ziele seiner Reise sich noch mehr zu langweilen, entschloß er sich für ein unerforschtes Land, für ein Land, wo die Eisenbahnen selten und die Engländer fast unbekannt sind. Er ging nach Tyrol.

Es wäre eine arge Uebertreibung, wenn wir behaupten wollten, daß er sich dort wohl befand. Der Abstand von seinem theueren Paris war zu groß. Vom Marmorbalkon des Clubs zum hölzernen Balkon eines Tyroler Bauernhauses war es sehr weit. Allein, er durfte nicht zögern. Die Aerzte hatten ihm gesagt: „Gehen Sie und tauchen Sie in die Natur.“ Und er war im Zuge zu tauchen und nochmals zu tauchen. Oh, er war sehr gewissenhaft; in Innsbruck hatte er kaum Halt gemacht. Es gab wohl Berge rings um die Stadt, aber es gab auch Häuser in der Stadt; da wird er nicht das vollständige Naturbad finden, das ihm vorgeschrieben war. Ein

konkret

einziges Mal durchschritt er die Hauptstraße, die mit ihrer Heiligenstatue geschmückt war, welche der Stadt einen so seltsamen, halb österreichischen, halb italienischen Charakter gibt. „Die letzte Erinnerung an den Norden, das erste Lächeln des Südens“ — hat ein Dichter gesagt; und wenn er's nicht gesagt, hat er Unrecht gehabt. Man hatte ihm gesagt: „Es geht nichts über die Natur“ — und die Frauen von Innsbruck waren ihm noch zu sehr gekünstelt. Man sah, daß sie die fremden Damen zu kopiren suchten, die durch ihre Stadt reisten. Das war kein Schauspiel für einen Mann, der sich in die Natur versenken sollte und so reiste er denn weiter.

Allein, der arme Brulard war einigermaßen in Verlegenheit; er sah wohl die Natur, aber er sah nicht das Mittel, hineinzutauchen und er begriff nicht den Nutzen eines solchen Bades. Er sagte sich, daß nachdem die feinsten Miniaturbilder ihn kalt ließen, die plumpsten Ausmalereien ihn eiskalt lassen würden. Er stellte Vergleiche an zwischen den venetianischen Gläsern mit gedrechselten Füßen und den groben Schänkegläsern mit flachem Boden. Er ward nachdenklich. Was würde man im „Café antique“ gesagt haben, wenn man Das gewußt hätte?

Er machte sich wieder auf den Weg . . . aber nicht mittelst Eisenbahn, Das war nicht genug Natur. Die Kutsche der guten alten Zeit, in der man ordentlich durchgerüttelt wird und Alles sehen kann: diese war die Natur und Brulard war zufrieden. Er entdeckte unbekannte Städte, die man in keinem Wegweiser findet und dünkte sich ein kleiner Stanley. Eines Abends ward ihm eine große Freude zutheil. Er kam nach dem Städtchen Hall. Ein wahres Juwel, diese Stadt; alte, krumme Gäßchen, alte Häuser mit Siebeldächern, kleine Fenster Scheiben, Fensterläden mit seltsamen Wappenschnitzereien: das XVI. Jahrhundert in seiner ganzen Schönheit. Kein modernes Stadtgeräusch, nur die rythmischen Hammerschläge, die in der Ferne der Schmied auf seinen Ambos führte. Brulard ließ ausspannen. Das ist vielleicht der Ort, wo er in die Natur wird tauchen können. Er miethete sich im Gasthose ein, zog seine hellsten Sommerkleider an und verbrachte seine Tage damit, eine Straße zu betrachten, in der nichts zu sehen war. In der Gegend hielt man ihn für einen Engländer; denn jeder Mann, der nicht so lebt wie die Anderen, gilt in den Augen der Leute für einen Engländer. Des Abends, wenn er seine Bulldogg-Pfeife rauchte, sagte er sich: „Wenn doch nur ein Mädchen in der Landestracht da in der Straße auftauchen würde, wie gerne wollte ich ihr meinen Arm reichen, um zu beginnen!“ Die Lawn-Tennis mit ihren hygienischen jungen Mädchen, die five o' elocks mit ihren nervösen Frauen, die kleinen, intimen Feste mit ihren geschminkten Dämchen: wie weit waren sie jetzt von ihm entfernt! Diese stille Stadt erweckte neues Leben in ihm; sein Sehnen begann eine bestimmte Form anzunehmen.

Allein, bei dem langen Warten auf ein Mädchen in der Landestracht aus dem XVI. Jahrhundert verliert man schließlich die Geduld. Nach Verlauf von acht Tagen sah Brulard ein, daß sein Warten vergeblich sein würde. Er hätte wohl einer der kleinen Figurantinen der großen Oper schreiben können, sie möge kommen und ihr Kostüm aus „Francesca da Rimini“ mitbringen; — aber was wäre es dann mit der

Vorschrift seines Arztes gewesen? Man hatte ihm gesagt, er solle sich in die Natur tauchen und er wollte sich in die Natur tauchen. Er ließ wieder anspannen und vertiefte sich in die Berge. Er schlief in schlechten Betten, aß schlechtes Fleisch und trank schlechten Wein, ward von bösen Mücken gebissen: jetzt war er in der Natur. Er begriff Dies an dem Tage, an welchem er sich sehr langweilte und ausrief: „Sapristi, ich möchte doch ein wenig plaudern.“ Aber mit wem wollte er plaudern 40 Meilen von Innsbruck, 250 Meilen von Paris? Solchen Gedanken hing er nach, während er eines Morgens eine Wiese entlang spazieren ging. Vor ihm her schritt ein großes, starkes Mädchen, das einen Korb frischer Wäsche auf dem Kopfe trug. Oh, das war die Natur! Sie hatte nichts am Leibe, als ein Hemd von grober Leinwand und ein rothes Röckchen, das um ihre mächtigen Hüften flatterte.

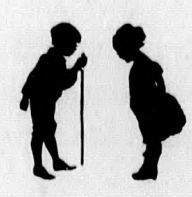
Sie ging sehr schnell und setzte ihre nackten Füße mit solcher Ruhe und Sicherheit auf die Kiesel des Weges, als wäre sie über einen persischen Teppich dahin geschritten. Brulard fühlte sich gepackt: er mußte sprechen, unverzüglich sprechen. Er beschleunigte seine Schritte, ging an dem Mädchen vorbei, wandte sich um und sah sie an. Sie war nicht schön, durchaus nicht schön, aber — es war endlich die Natur! Er zögerte nicht, lächelte ihr zu und nahm ein Paar Goldstücke aus der Tasche. Da lächelte auch sie. Es war die Sprache der Natur und sie verstand. Endlich sollte er sein Naturbad nehmen können. Sie winkte ihm, ihr zu folgen. Oh, Natur!

Und Brulard folgt ihr. Sein Herz schlägt stürmisch. Er denkt an die raffinierten Genüsse von Paris, die nichts weniger als Natur sind. Seidenstrümpfe taugen nichts. Es ist doch eine ganz andere Sache um diese festen, von der Sonne gebräunten Beine! Und die nackten, strumpflosen Füße . . . das ist Natur! Er war entzückt, weil er eine Stunde lang im heißen Sonnenbrand hinter diesen nackten Beinen einhergehen durfte.

Endlich kam man bei einem Bauernhose an. Die Dirne gab ihm ein Zeichen, er möge sie in einer Scheune erwarten. Brulard war in wonniger Erregung, er fühlte sich geheilt. Die Natur! oh, die Natur! Er wartet fünf Minuten, zehn Minuten, zwanzig Minuten; endlich kommt sie — und ach! was muß er sehen! Sie hatte inzwischen weiße Strümpfe und Zugstiefelchen angelegt! Sie hatte sich in ihren Sonntagsstaat geworfen! Armer Brulard! Die Enttäuschung war zu stark! An diesem Tage war's wieder nichts mit dem Naturbade!

\*

Er ist nach Paris zurückgekehrt und hat eine Liebschaft mit irgend einer exotischen Gräfin in eff. Er rühmt sich, kräftiger denn je zu sein; es scheint, daß die Naturkuren erst nachher wirken.





Der schlaue Wallenstein.

Geschichtslehrer: Vor allen Dingen kam es Wallenstein darauf an, die Soldaten für sich zu haben. Wie fing er Das nun wohl an, was meinen Sie, Müller?

Müller: Er steckte sich hinter die Köchinnen.

M. H.

\*

Anmerkung der Köchin Juste.

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.

Schiller, Wallenstein.

Schiller muß det ja wissen, aber ich möchte ihm bloß fragen, ob man det Leben och denn heiter ansehen soll, wenn man den Schatz in der Speisekammer hat und de Madam will partuh rin.

Juste.

M. H.

\*

Sonderbar.

Dame: Wissen Sie, daß ich eigentlich ein Mann werden sollte?

Herr: Wie Das?

Dame: Sie wissen, ich habe einen Zwillingbruder. Aber eigentlich war er das Mädchen, ich der Knabe, die Amme hat uns nur verwechselt.

M. H.

\*

Gemüthlich.

Standesbeamter: Ihr Alter?

Dame: 37.

Standesbeamter (schreibt): Siebenund — — — (ärgerlich): Die Feder schreibt nicht.

Dame: Na, dann schreiben Sie 27!

M. H.

\*

Banquier: Ich will Sie engagiren, Ihren Zeugnissen nach sind Sie recht tüchtig, na — und mit der Kasse durchgehen werden Sie ja nicht —

Kassierer: Aber, Herr Kommerzienrath —

Banquier: Na, ich traue Ihnen ja, aber Eins sage ich Ihnen: wenn Sie doch einmal Lust kriegen sollten, . . . dann nehmen Sie wenigstens auch meine Frau mit.

M. H.

\*

Seltamer Begriff.

Pascha (nachdem er seine sämtlichen Frauen in Säcken hat ertränken lassen): Hurrah, jetzt bin ich Stroh Wittwer!

M. H.

\*

Der Liebe Müh' umsonst.

Tante Selma ist die lustigste alte Jungfer von der Welt, was sie nicht verhindert, ihr Amt als Ehrendame ihrer jungen und schönen Nichte Alice sehr genau zu nehmen. Wie oft hat Cousin Walter, der Referendar, sie deshalb — nicht gerade verwünscht, denn wer kann der lieben Tante so etwas anthun — aber mindestens fortgewünscht.

Also Tante Selma und Alice befinden sich im Salon, und Cousin Walter macht seinen Besuch.

„Soll ich Ihnen 'mal mein neuestes selbstkomponirtes Lied vorsingen?“ fragt der Referendar mit unschuldiger Miene.

„Nur ja nicht!“ ruft Alice aus, „wir haben keine Mäuse im Zimmer.“

„Meinetwegen kannst Du ruhig singen, lieber Junge,“ sagt Tante Selma auch sehr unschuldig.

„Etwas später. Zuerst möchte ich Ihnen doch meine neuesten Frühlinglieder vorlesen — es ist ein sehr hübsches darunter von 52 Strophen.“

„Das magst Du thun, mein Sohn; aber Das sage ich Dir — fortgraulen wirst Du mich doch sobald nicht.“

M. H.

\*

Selbstverrath.

Ein Mann hatte sich eben überzeugt, daß seine Frau ihm untreu sei, stürzte auf die Gasse, grollte mit dem Schicksale, überhäufte im Selbstgespräche seine Ungetreue mit den derbsten Worten und schrie unbekümmert um die Umstehenden: „Verbrecherisches Weib! — — — Scheust Du Dich nicht, einen liebenden Gatten zu betrügen?“

„Ach, Gnade, lieber Herr!“ rief ihm eine allerliebste, reizende Frau zu, die vor ihm herging. — „Gnade, bester Herr! . . . Stürzen Sie mich nicht in's Unglück!“

P. G. G.

\*

Aus den Sinnsprüchen des Herrn Tulpenthal.

— Die Liebe ist nicht so sehr eine Kirche, als vielmehr ein dreistöckiges Zinshaus.

\*

In einem Krankenhause.

— Nun, Doktor, wie geht es unserem Kranken?

— Ach, er ist gestorben!

— Wie? Sie sagten, er werde noch zwei Monate leben!

— Ja, er hat meine Hoffnungen übertroffen.

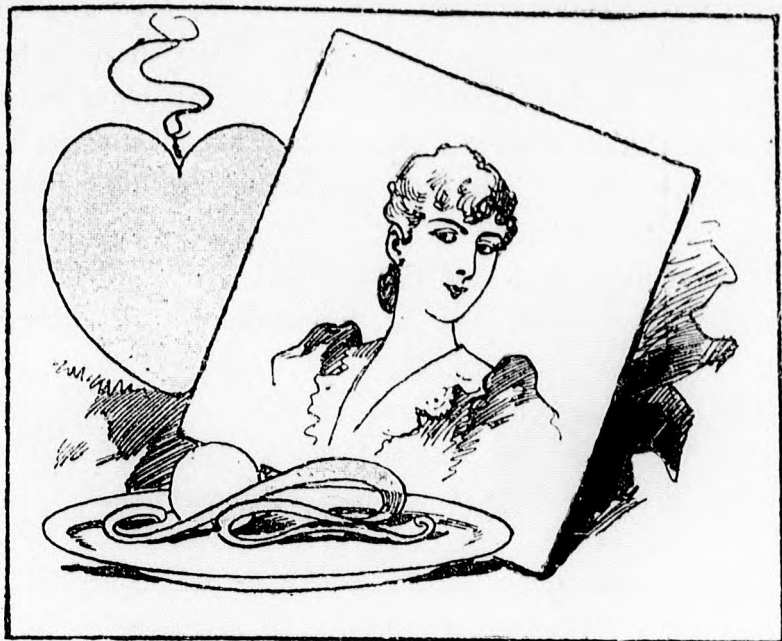
\*

Hinter den Coulissen.

Der Regisseur zu einer kleinen Figurantin, die fast nichts am Leibe hat:

— Bizi, Du kommst jetzt; zeige doch etwas mehr guten Willen!

— Noch mehr zeigen? Das ist kaum möglich . . .



## Saisongeschichte.

Von Armand Silvestre.

### I.

Es ist ein Aberglaube, der oft in mir auftauchte, daß die Frauen etwas von der Jahreszeit behalten, in der sie geboren worden und meine feinen Beobachtungen über diesen Gegenstand haben mir oft gestattet, die schönen Damen meiner Bekanntschaft dadurch in Erstaunen zu versetzen, daß ich — nahebei wenigstens — ihren Geburtstag errieth. Es versteht sich von selbst, daß in dieser Fähigkeit nichts Schreckliches und nichts Indiskretes liegt, denn ich übe sie nur in Betreff der Monate und nicht in Betreff der Jahre aus.

Die Eine, die in ihren Augen den zitternden Amethystschimmer der ersten Veilchen hat, erhält die Marke des Februars; die des März erhält jene Andere, deren liebliches, fleischiges Mündchen an den Blüthenschnee der Aepfelbäume erinnert; die des Mai erhält Diejenige, deren Lächeln eine Rose erschließt, in deren Kelche Silberthänen perlen. Die Töchter des Frühlings gleichen den Blumen; die Töchter des Herbstes erinnern viel mehr an die Früchte. Ein blutrothes Traubentorn sitzt im glühenden Augapfel der Letzteren und man möchte sich daran berauschen. Die Töchter des Sommers habe ich an den goldigen Lichtern erkannt, die unter ihren bebenden Wimpern hervorstrahlten, und diejenigen des Winters an dem frostigen Schimmer, der ihren Blick so geheimnißvoll grausam macht.

Und dies ist nur logisch. Die Frau, dieses Wunder der Natur, athmet inmitten der Bewunderung der Dinge. Es ist doch das Wenigste, daß die Dinge, indem sie sich ihr völlig geben, wenigstens in einem der Reflexe ihrer Schönheit wieder aufleben.

Fernande war im Oktober geboren, im Schlosse von Lamothe-Diseuse, dem alten Stammsitz, den noch ihre Tante und Taufpathin, die Letzte dieses Namens, in Gesellschaft ihres Oheims bewohnte, eines Veters dieser edlen Dame, eines Marquis von Guittengivolle. Diese gütigen Leute hatten dem Waisenkinde die Stelle der Eltern vertreten; Frau von Lamothe-Diseuse, eine kinderlose Wittwe, hatte den ganzen Schatz ihrer gegenstandslosen Liebe dem Kinde zugewendet, und der Marquis, der Junggeselle geblieben war und daher gleichfalls der Nachkommenschaft entbehrte, erblickte seinerseits in diesem liebe-

vollen Schutze einen sehr schönen und edlen Abschluß seines Lebens, welches er zum größten Theile in ausgelassenen Vergnügungen verbracht hatte. Alle Beide, die enttäuschte große Dame und der Lebemann im Ruhestande, hatten schon die zarteste Jugend Fernande's mit hingebungsvoller, rührender Sorgfalt umgeben, hatten die Nächte an ihrem Bette zugebracht, wenn sie krank war, und hatten, wenn sie gesund war, ihr alle Zerstreuungen verschafft, welche das Landleben einem wohlgezogenen jungen Fräulein gestatten. Sie ritt wie ein Centaur, jagte wie Diana; an schönen Sommertagen ruderte sie mit kundiger Hand ihren Kahn auf dem Schloßteiche, wobei der leichte Morgenwind sich in ihrem breiten Strohhute wie in einem Segel verfang. Ihre Schönheit hatte nichts Impponirendes, besaß aber jenen Glanz, der nöthig ist, um ihre Umgebung zu überstrahlen und zu erhellen mit ihrer Jugend und ihrem heitern Wesen. Sie war sinüberückend in ihrer Unschuld und Keuschheit, mit ihren beweglichen Augen, welche fragten, ohne die Antwort abzuwarten. Von der ländlichen und zugleich herrschaftlichen Umgebung, in der sie erzogen worden, hatte sie etwas Einfaches und zugleich sehr Aristokratisches in Sprache, Geberden und Haltung angenommen. Ihre zutrauliche Unwissenheit in allen Dingen des Lebens war einer ihrer reizendsten Vorzüge.

Fernande war im Oktober geboren und wenn man sie genau betrachtete, erinnerte sie an einen Pfirsich, dessen schönen Goldflaum sie auf ihren Wangen trug, dessen außen rosiges, innen weißes Fleisch sich auf feuchte Perlen öffnet, wie ihre Lippen, dessen flüchtige Röthe über ihre Wangen huschte, wenn ihre ideale Züchtigkeit die mindeste Gefahr merkte.

### II.

Wie hätte unser Freund Cadet-Bitarde sich nicht augenblicklich wahnsinnig verlieben sollen in dieses herrliche Kind auf Schloß Lamothe-Diseuse, wohin seine Mutter ihn just zu dem Zwecke gesandt hatte, damit er sich in die dereinst reiche Erbin verliebe? Denn alle Mütter leiden an der Thorheit, daß ihre Söhne Alles der Frau zu danken haben sollen, was im Widerspruche steht mit den natürlichen Gesetzen und dem gesunden Sinne. Doch Cadet dachte nicht so weit, wenn die Dame ihm nur gefiel; er war bereit, sie um ihrer selbst willen zu lieben. Er war ein Freund des Weiberrocks, gleichviel was es darunter gab, Tugend oder Laster, wenn nur auch Jugend, Festigkeit und Fülle dabei zu finden waren. Er war ein Weiser.

Unter tausend Frauen, die man ihm an den Kopf geworfen haben würde, würde er sicherlich Fernande gewählt haben wegen ihrer vollkommenen Anmuth und des stolzen Zaubers, den sie ausstrahlte. Dies hindert aber nicht, daß er vielleicht auch auf ihre Gespielinen geschickt hätte. Allein, auf Schloß Lamothe-Diseuse gab es nur ein reizendes Frauenbild. Frau von Lamothe mag wohl einst eine sehr verführerische Dame gewesen sein, aber nunmehr war sie nicht geeignet, die Blicke von ihrer Nichte abzulenken und auf sich zu ziehen; sie war die welke Reife des Herbstes neben der kraftstrogenden Jugend des Lenzes. Die Ruhe und Sammlung, in welcher die erwachende Neigung Cadet-Bitarde's für Fernande sich entwickelte, mußte die Bluth derselben auf das Höchste entfachen. Mit Einwilligung der Geliebten brachte er seine Bewerbung

vor, welche günstig aufgenommen wurde und nun begann für ihn eine Zeit des Martyriums, welche Gesetz und Schicklichkeit vorschreiben, welche er aber schwer ertrug. Doch was war zu thun? Es fiel ihm nicht ein, seinen eigenen Schatz zu bestehlen, heimlich Vorschuß auf sein Glück zu nehmen. Die vollständige Unschuld Fernandes würde übrigens ein solches zärtliches Vergehen gegen den Respekt unmöglich gemacht haben. Es wäre ein abscheulicher Vertrauens-Mißbrauch. Auch hatte Cadet-Bitard bisher in Liebesfachen nur mit Solchen zu thun gehabt, deren Zärtlichkeit bereits von Anderen erprobt worden. Er hatte bisher sozusagen nur offene Thüren eingestossen und befand sich jetzt zum ersten Male vor einem Paradiese, welches der Engel der Keuschheit sorglich bewachte. Er sah sich dem köstlichen, geheimnißvollen und zugleich furchtbaren Problem gegenüber, eine mit zarten Blumen umspinnene Thür zu sprengen und diese zauberische Heiligthumschändung zu vollziehen. Und seine Sorge ob dieser Aufgabe wurde so groß und lebhaft, daß sie mit dem Herannahen des heiß ersehnten Hochzeitstages sich bis zur Angst steigerte; seine mannhaften Träume wandelten sich in stille Furcht und seine Erregung wuchs nur noch an angesichts der naiven Tugend Fernandes, die keinerlei Beklemmung zu fühlen schien.

Wie, wenn Tante Lamothé-Diseuse vergäße, sie zu belehren! Wenn die vortreffliche, aber ziemlich oberflächliche Wittve auf die Rolle verzichten würde, die einer Mutter in dem Augenblicke zufällt, wo sie sich anschickt, in das Ehebett zu steigen! Der Gedanke, es mit der angeborenen Schamhaftigkeit einer nicht vorbereiteten Fernande zu thun zu haben, ließ sein Blut erstarren. Er fühlte, daß er lächerlich werden, gleich einem Diebe entfliehen würde. Dann kam eine Beunruhigung mehr physischer und weniger platonischer Art hinzu. Er sollte diesem für himmlische Freuden geschaffenen Engel das geringste Uebel zufügen, vielleicht Schmerzensschreie erpressen! . . . Brr! bei diesem unflätigen Gedanken bekam Cadet-Bitard einen Abscheu vor sich selbst und fühlte sich gedrängt, in den Schloßteich zu springen.

In dieser traurigen Gemüthsverfassung verbrachte er die drei Tage, welche dem feierlichen Hochzeitstage vorausgingen.

### III.

Der Vorabend ist da. Cadet-Bitard hat eine große Erleichterung erfahren. Frau von Lamothé-Diseuse war den ganzen Tag über mit ihrer Nichte eingeschlossen und an dem zurückhaltenden Betragen Fernandes, an den unruhigen und stehenden Blicken, die sie im Geheimen ihrem Verlobten zuwirft, erkennt dieser leicht, daß sie etwas erfahren hat. In der Gegenwart Cadet's, den sie gestern noch kameradschaftlich behandelt hatte, fühlte sie sich jetzt so unbehaglich, daß sie um die Erlaubniß bat, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen, noch ehe das Diner ganz beendigt, noch ehe der Nachtmahl aufgetragen war. Sie ist leidend, sie will allein sein und es ist auch dem arg verlegenen Cadet lieber so.

Nach ihrer Entfernung entsteht eine gewisse Kälte unter den Tischgenossen. Der Marquis brennt melancholisch eine Zigarre an und Frau von Lamothé-Diseuse beginnt das Schläfchen, welches sie nach jeder Mahlzeit zu machen gewohnt ist. Als bald sinkt ihr festes Kinn auf ihren umfangreichen Busen

herab; sie schließt die Augen und der laute, aber doch nicht bis zum Schnarchen sich steigernde Rhythmus ihres Athems kündet, daß ihr Geist, ermüdet durch die Aufregungen des mit schwierigen Vertraulichkeiten verbrachten Tages, die Segel nach dem Traumlande entfaltet hat. Sie hört gewiß nicht, was um sie her gesprochen wird.

Da kommt Cadet auf einen Einfall. Der Marquis war ein Lebemann gewesen, aber zu einer Zeit, wo die Schürzenjäger sich nicht ausschließlich mit Dirnen vergnügten. Der Marquis hatte in seiner Jugend schreckliche Abenteuer gehabt. Er hat im Duell einen Mann getödtet, dessen Schwester er verführt hatte. Er hatte nach England flüchten müssen, weil er in Paris ein Edelräulein zu Fall gebracht hatte. Er hat einem jungen Ehegatten die Frau entführt am Hochzeitstage, noch bevor die Ehe vollzogen war. Das ist Einer, der Erfahrungen hat, ganz anders als der arme Cadet. Ueberdies ist der Marquis ein gutmüthiger Herr, der gern ein wenig die Sauglocke läutet. Und endlich ist's nur der Dunkel und es ist nichts Unschickliches dabei, wenn er ihn um eine kleine Berathung ersucht, um von ihm Aufschluß darüber zu verlangen, wie man sich mit einer Jungfrau zu benehmen habe. Schließlich liegt Dies ja im Interesse Fernandes selbst.

— Hm! hm! Anfänglich schüchtern beginnt Cadet die Unterredung über den heißen Punkt. Der Marquis ist keineswegs ungehalten, findet sich vielmehr gerne bereit zu erzählen, wie er sich dabei benommen. Das Beste bleibt doch immer der Angriff nach Husaren-Art. In seiner Zeit ging man nicht anders vor. Cadet hörte ihn mit steigendem Entsetzen. Fernande überwältigen! Nein, lieber sterben . . . Sehr zufrieden mit seinem Vortrage zündete der Marquis seine Zigarre wieder an. Cadet schwieg, völlig eingeschüchtert. Doch plötzlich fuhr er in die Höhe: er vernahm ein leises Geräusch, wie wenn ein Messer auf einen Teller hingelegt wird. Er wandte die Augen nach der Seite, woher das Geräusch gekommen war. Die alte Dame war wieder erwacht; stumm, mit einem stehenden Blicke auf ihn legte sie die ganze, flaumige und noch feuchte Schale einer schönen Aprikose, die sie soeben in aller Stille mit großer Sorgfalt abgeschält hatte, auf den Teller hin.

### Der Freundin Rath.

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.

Herr' verachten diese Welten  
Und der ew'gen Treue Wahn,  
Doch Dein Herz laß nicht entgelten,  
Was der Gatte Dir gethan!

Schnell nur schlinge Deine Arme  
Um des Ungetreuen Haupt,  
Daß er wieder Dir erwarme,  
Oh' zu sünd'gen er geglaubt!

Nur die Thränen mögen sprechen,  
Klagend, wie's der Mund nicht kann;  
Ihm verzeih'n — das sei Dein Rächen:  
So beschämt ein Weib den Mann!

## Heimwärts von der Hochzeitsreise.



— Willst Du denn die garstige Pfeife nicht aufgeben, Wännchen?  
 — Aber sei doch vernünftig, Schatz! Das ist ja der gewisse Tabak, von dem ich auch für Papa bestellen soll!

### Valentins Leiden.

Von Catulle Mendès.

Valentin sagte mir neulich:

— Kein Mann leidet soviel wie ich. Ich komme und gehe, ich lache und erzähle Geschichten, ich applaudire begeistert Sarah Bernhardt in ihrer Rolle als Lady Macbeth, ich lese mit Entzücken die Verse Viktor Hugo's, ich erkläre, daß der Chateau-Quem, nachdem derselbe Gold in mein Glas gethan, Licht in meinem Gehirn anzündet, ich bewundere die reizenden Füßchen von Rose Mousson, deren rosiges Fleisch durch die Maschen der schwarzen Seidenstrümpfe durchschimmert; ich besenne eine zärtliche Hochachtung für den stürmisch bewegten Busen der Constance Chaput; kurz: ich lebe als Pariser, der entschlossen ist, sich keine Freude entgehen zu lassen, und die Leute, die vorübergehen, mögen mich für einen glücklichen Menschen halten. Citler Wahn! In Wirklichkeit vergehe ich vor Schmerz und Wuth. In meinem Herzen hat eine Vipere Junge geworfen und diese beißen was sie können. Und die schrecklichste Folterbank wäre ein Rosenlager im Vergleiche mit meinen Leiden. Und warum ich leide? Natürlich wegen eines Weibes. Glaubst Du, daß ich wegen meines verlorenen Ver-

mögens oder wegen meines durchgefallenen Stückes so trostlos sein könnte? Freund, es herrscht kein Zweifel darüber: vom Weibe und nur vom Weibe kommt alles Glück und alles Unglück. Ich habe ihm das Unglück zu verdanken, und meine Beklemmung, meine Angst ist umso grausamer, umso unerträglicher, als ihre Ursache unbestimmt, zweifelhaft ist, vielleicht niemals existirt hat. Es ist möglich, daß ich ohne Grund mich quäle, daß ich Unrecht habe zu leiden; ich bin vielleicht der glücklichste der Menschen. Der Gedanke steigert meine Pein bis zum Gipfelpunkt. Du verstehst mich nicht? So höre mich an. Ich habe Dir heitere Geschichten genug erzählt, um das Recht zu haben, Dir einmal eine traurige Erzählung aufzubürden.

— Diktiren! sagte ich ihm.

Und Valentin diktirte:

„Vor einem Jahre war ich krank. Es war eine blöde Krankheit: Rheumatismen, welche meine beiden Arme und meine beiden Füße zugleich ergriffen hatten. Es war keine ernstliche Gefahr, aber sehr heftige Schmerzen. Mit einem Worte: Absurd. Starr und unbeweglich auf meinem Bette liegend, in Wolle und Kampher eingewickelt, fortwährend kleine Schreie ausstoßend, die sich schließlich zu einer einzigen Wehklage vereinigten, glich ich einer winselnden Mumie.

Micheline aber fand mich nicht lächerlich, denn sie liebte mich. Ein englischer Humorist hat es ausgesprochen: „Es ist erstaunlich, was ein Mann alles vor einer Frau thun kann, ohne aufzuhören, ein Engel für sie zu sein.“ Weder der widrige Geruch der Kräutertränke, an welchen sie nippte, um mich zum Trinken zu ermuntern, noch das Abstoßende der Verbände und der Zuggpflaster, noch die Mühe, mir jeden Augenblick den Kopf zu heben und die Kissen zurecht zu rücken; noch die Nothwendigkeit, mir zu essen zu geben, weil ja meine Arme gelähmt waren, noch die langen, lauten Lektüren, mit welchen sie mich zu zerstreuen suchte; noch die Plage, daß sie angekleidet auf dem Sopha schlafen mußte, jeden Augenblick bereit, von mir geweckt zu werden, kurz: nichts vermochte meine theure Micheline von meinem Krankenbette zu verschrecken. Es verschlug nichts, daß ich mürrisch, widerwärtig, grob war, sie hätschelte mich dennoch; und da ihr idealischer Reiz ein solcher war, daß die niedrigsten Verrichtungen ihr nicht schaden konnten — wenn sie mir eine Tasse reichte, so geschah es mit einer Bewegung, als würde sie meinen Lippen eine Rose darbieten — brachte sie in mein Krankenzimmer, in dieses überheizte, festgeschlossene, von allerlei widrigen Arzneigerüchen erfüllte Zimmer, alle Frische und Helle des duftenden Frühlings.

Was die eigenartige Freude, die ich inmitten meiner Leiden empfinden konnte, noch vervollständigte, das war die Thatsache, daß ich neben meiner Freundin einen Freund hatte. Georges — Du kennst ihn ja — begnügte sich nicht damit, mit seiner ganzen Wissenschaft die Fortschritte der Krankheit zu bekämpfen; dieser junge und doch schon berühmte Arzt befandete für mich die Hingebung eines Bruders. Es genügte ihm nicht, täglich zwei-dreimal zu mir zu kommen; des Abends, wenn er seine Krankenbesuche beendet hatte, ließ er sich am Kopfende meines Bettes neben Micheline nieder; auch er hob meinen Kopf und rückte mir die Kissen zurecht; auch er kostete die für mich bestimmten Brühen; während Micheline den vollen Suppenteller hielt, war er es häufig, der den Löffel an meinen Mund führte, nicht ohne vorher sorgfältig die Suppe zu blasen; aus Furcht vor einer Krise verbrachte er nicht selten die ganze Nacht bei mir in einem Lehnstuhl, in welchem man gar nicht bequem sitzt. In solcher Weise gehegt und gepflegt, entzückt trotz des verdamnten Rheumatismus, der meine Knochen zu zermalmen drohte, fragte ich mich mehr als einmal, ob ich nach meiner Genesung nicht heucheln würde, noch immer krank zu sein, bloß um in ihrer Fülle die Freuden zu genießen, von so gütigen und theueren Freunden geliebt, gepflegt und gehätschelt zu werden.

Eines Nachts öffnete ich trotz des Schlafmittels, das man mir gegeben, plötzlich die Augen, als ob Jemand mich zur rechten Zeit aus dem Schlaf gerüttelt hätte und sah Micheline, die mit in Unordnung gerathenen Kleidern im Fauteuil lag und unter den glühenden Küssen Georges' schier verging.

Aus dem Bette zu springen, mich auf sie zu werfen und Beide in ihrem Kusse zu erwürgen war mir unmöglich. Die vierfachen Bände, die meine kranken Glieder fesselten, hielten mich im Bette fest. Ich vermochte keinen Arm zu heben, konnte nicht die Faust zu einer Drohung ballen. Ach, ich war Fleisch für den Schmerz und Stein für die Rache. Es war fürchter-

lich! Aber ich werde doch wenigstens sie beschimpfen, ihnen den Stiel über ihren Verrath in's Gesicht speien können? Auch Das konnte ich nicht. Kein Ton kam aus meiner, von Abscheu und Bohn so zusammengeschnürten Kehle hervor. Ich war unbeweglich, tonlos, null. Bloß mein Kopf bewegte sich, richtete sich empor auf dem vorgestreckten Halse, und die Augen drohten qualvoll aus den Höhlen zu treten; plump und scheußlich mußte mein Kopf in diesem Augenblicke den beweglichen Köpfen an den von Bronze gefertigten Schildkröten-Nachahmungen gleichen. Und unter meinem starren, wüthendem Blick, der hervorschießend mir schier die eigenen Augen versengte, umschlangen sie sich noch immer, die Haare mit einander vermengt, eng und heiß, und ich sah sie und ich hörte sie, gefoltert von der fürchterlichsten Wuth, die jemals einen Sterblichen verzehrt hat, bis zu dem Augenblicke, wo die Macht des Schlafmittels mich überwältigte, daß ich wieder die Augen schloß und mein Haupt auf die Kissen zurücksank.“

„Am folgenden Tage . . .“ fuhr Valentin zögernd fort.

— Nun, am folgenden Tage, fiel ich ein, rieffst Du Deine Diener und ließeest Deinen Arzt und Deine Geliebte vor die Thüre setzen.

— Nein.

— Wie? Du hast sie behalten?

— Ich habe sie noch und werde sie niemals davon jagen.

Denn schließlich habe ich keinen Beweis dafür, daß sie wirklich schuldig seien.

Nein, ich habe keinen Beweis! Ich habe wohl gesehen; aber hat Dasjenige, was ich gesehen, auch wirklich existirt? Es gibt Wahnvorstellungen. Die narcotischen Mittel bringen seltsame Wirkungen hervor, trüben den Blick, mißgestalten die Gegenstände. Hast Du jemals Haschisch gegessen, Opium geraucht? Ich erinnere mich, an jenem Abend sieben oder acht Löffel Chloral getrunken zu haben; Georges hatte eine schlechte Nacht für mich befürchtet. Vielleicht war ich das Spielzeug eines abscheulichen Traumgesichtes! In jedem Falle ist diese Annahme nicht absurd; der Zweifel ist zulässig. Durfte ich ohne anderes Zeugniß als dasjenige meiner fieberischen, irren Augen Micheline die Zärtliche und Georges den Gütigen verurtheilen? Nein. Und so fließt nun seit einem Jahre mein Leben beneidet dahin, zwischen ihr, die immer mehr verliebt und ihm, der immer mehr ergeben ist; seit einem Jahre bewahre ich mir das seltene Glück, nebst einem zuverlässigen Freunde eine treue und zärtliche Geliebte zu haben; seit einem Jahre sterbe ich jede Stunde, jede Minute vor Eifersucht und Wuth. Denn die entsetzliche Scene, an die ich nicht glaube, an die ich nicht glauben will: ich sehe sie immer wieder, ich habe sie unablässig vor meinen Augen. Jeder Kuß von Micheline erinnert mich an ihre Küsse im Fauteuil; jedes Mal, wenn Georges mir die Hand reicht, erinnere ich mich, daß er mit dieser Hand Micheline's Wangen, Schultern, Arme berührt hat. Es ist nicht wahr! es ist nicht wahr! und ich bin auf dem Punkte, mich ihnen zu Füßen zu werfen, ihnen Alles zu sagen, ihre Verzeihung zu ersuchen. Aber ich wage es nicht, denn es ist vielleicht doch wahr! Ach, wenn es wahr wäre! Ich bin jetzt nicht mehr struppirt; ich könnte mich auf sie werfen, sie ergreifen, sie tödten. Doch nein; ich bin verrückt! Ist es möglich, daß sie mich betrogen haben? Und ich ver-

suche, Micheline zuzulächeln, die so unschuldig lächelt, und auch Georges, der so herzlich lacht. Es ist abscheulich, sage ich Dir. Sie weder ohne Gewissensbisse hassen, noch ohne Beklemmung lieben zu können. Manchmal bespáhe ich sie ganze Tage, belausche ihre geringsten Worte, ihre gleichgiltigsten Geberden. Aber nichts, nicht das geringste Anzeichen! An solchen Abenden schlafe ich besser. Aber am folgenden Tage kommen die Qualen des Zweifels wieder. Begreifst Du jetzt, daß die Martern der Hölle süße Liebsungen sind im Vergleich mit den meinigen und daß die grausamste Folterbank ein Rosenlager ist im Vergleich mit meinem Bette?“

### Lesefrüchte der Weltliteratur.

Die Weiber sind am gefälligsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

Börne.

\*

Wenn eine Frau nichts zu sagen weiß, dann schweigt sie nicht, sondern widerspricht.

\*

Sind die Männer verliebt oder nur galant, so denkt keine Frau an Emancipation.

Petit-Senn.

\*

Wenn der blinde Amor den Gott der Ehe als Augenarzt nimmt, so sieht er bald mehr, als ihm lieb ist.

Petit-Senn.

\*

Die Herzen der schönen Frauen sind, wie die Bonbons zum Neujahr, in Räthsel eingehüllt.

Petit-Senn.

\*

Die Männer machen die Gesetze, die Frauen die Sitten.

Provenzalisch.

\*

Man kann den Wüstling sogleich an dem Blick erkennen, mit dem er ein junges Mädchen betrachtet.

Tolstoi (Kreuzersonate).

\*

Jede Liebe, die glückliche wie die unglückliche, ist das wahre Elend, sobald man sich ihr ganz hingibt.

Turgenejew (Natalie).

### Rinjefallen.

Erzählung von J. O—n.

Vor dem hohen Ankleidespiegel in ihrem Schlafzimmer steht sich streckend Carolta.

Wie die blonde Meeresgöttin dem Schaum der Wogen, entsteigt sie soeben ihrem duftig schwellenden Lager, streift unbefriedigt die wollustheiße Nachthülle ab und huldigt nun der Selbstbewunderung ihrer marmorgemeißelten Glieder, deren Anblick jedem Kenner ein entzücktes „Ah“ entlockt und heiße Wünsche verursacht hätte. Von allen Seiten und in den schönsten Stellungen läßt sie ihr Spiegelbild erscheinen und preist dabei mit halben Worten die Schönheiten desselben.

Ein Gedanke hatte sich ihrer bemächtigt, der sie selbst während des Ankleidens nicht verlassen und nun steht sie wieder vor dem Spiegel, seufzend:

— Die Herren zeigen doch gar kein Verständniß, weil sie so viele Reize unbeschäftigt lassen. Ja, wenn sie eine Ahnung

hätten, was der „Kadás“ noch Alles bietet. Ich habe kein Glück! Auch dazu gehört Reklame!

Als „angehende Schauspielerin“ beabsichtigte Carolta wohl wieder ein Engagement anzutreten, aber nicht an einer Bühne, weil sie sich lieber in ihrer Wohnung auf die Probe stellen ließ, als auf den die Welt bedeutenden Brettern. Ihr war jedoch bewußt geworden, sie bedürfe ebensogut der Reklame, wie jene wirklichen Kunstjüngerinnen.

In die Divanecke geschmiegt, gibt sie ihren geheimsten Gefühlen Audienz!

— Reklame! Das spricht sich so leicht aus. Aber wie? Ich kann doch nicht ein „Eingefendet“ in die Zeitungen geben: „Der war nicht in Wien, der Carolta nicht gesehen hat“, oder auf der letzten Seite des „Tagblatt“ ein Inserat einschalten lassen: „Eine angehende Künstlerin bittet uneigennützig Herren um die Mittel zur weiteren Ausbildung“. Das wäre zu gewöhnlich — Kommt alle Tage vor! Aber was denn?

Sie versinkt in tiefes Nachdenken. Nach einiger Zeit schnellte sie empor und ihre Hand drückt die auf dem Tisch stehende Glocke, welche in lautem Silberton aushallt. Zwischen der halbgeöffneten Thür zeigt sich das Gesicht der schon älteren Dienerin.

— Gnädige, haben geläutet? und dann sich im Zimmer umsehend fügt sie hinzu:

— Ah, Sie sind allein?! Was wollen Sie denn?

— Soferl, ich habe eine Idee — großartig!

— Wenn Sie vielleicht noch Geld von mir borgen wollen, so sage ich Ihnen im voraus, ich habe keines mehr.

— Was soll Das heißen? Fehlt Dir das Vertrauen zu Deiner Herrin? Nimm das Sammtkleid, welches ich vergangenen Winter getragen.

— Sie schenken es mir?

— Ziehe es nur an.

— Aber — — —

— Zu Deinen bisherigen Verrichtungen wirst Du noch die einer Tante übernehmen; übrigens bist Du ja als „Mädchen für Alles“ aufgenommen. Zieh' also das Sammtkleid an, setze eine ehrwürdige Miene auf und pudere ein wenig Dein Haar, um einer achtbaren Tante recht ähnlich zu sehen. Noch Eines, Du mußt mich immer „Nichte“ nennen.

— Soll ich Sie auch duzen?

— Verstehst dich von selbst. Aber nur wenn ich — nicht allein bin, sonst benimmst Du Dich als Dienerin.

Soferl zeigt zu Allem viel Bereitwilligkeit und freut sich schon auf die Hez', welche es geben wird.

Also eine großartige Idee war über Carolta gekommen!!

In der Dämmerstunde leibt sie derselben ihr Fleisch und Bein: sie kleidet sich sehr einfach, nimmt Hut, Mantel und begibt sich auf die Straße. Inzwischen dunkelte es; das Gas brennt bereits und auch die Schaufenster prunken hell erleuchtet. Bescheiden, ohne die Augen aufzuschlagen schreitet sie dahin, von der Seite jedoch nach einem Opfer auslugend, welches sie sich versprochen hatte sehr vorsichtig zu wählen. Endlich glaubt sie dieses in der Gestalt eines großen, noch jungen Herrn gefunden zu haben, der ziemlich unerfahren dreinschaut und nach seinem Neußern auf Wohlhabenheit schließen läßt. Sie tritt an ihn heran und mit feiner, zitternder Stimme bittet sie:

— Entschuldigung, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, wo ich das nächste Polizei-Kommissariat finde?

— Das Polizei-Kommissariat?! fragt der Herr erstaunt. Haben Fräulein vielleicht etwas verloren?

— Eigentlich ja, mein Herr. Ich finde meine Wohnung nicht.

— Ihre Wohnung?!

— Ganz recht. Ich bin erst seit ein paar Tagen vom Lande angekommen. Meine Tante wollte mich durchaus einen Monat bei sich haben — einer Tante, welche man beerben soll, darf man nichts abschlagen — also stimmten meine Eltern dieser Einladung zu. Sie begleiteten mich bis zur Eisenbahn-Station und hier am Bahnhof nahm mich meine Tante in Empfang. Bis jetzt war ich noch nicht allein ausgegangen, aber heute wollte ich in der nächsten Straße ein paar Handschuhe kaufen; unglücklicher Weise hatte der Handschuhmacher von der gewünschten Farbe kein Nr. 6, denn ich habe eine sehr kleine Hand, so bin ich weiter gegangen und nun finde ich nicht wieder zurück.

Das Taschentuch an die Augen drückend, fährt sie dann mit einem Seufzer fort:

— Doch wozu erzähle ich Ihnen alles Dies; es interessiert Sie ja gar nicht. Ich bitte Sie um die Adresse des Polizei-Kommissärs.

— Verzeihen Sie, Fräulein, unterbrach der junge Herr, welcher Carolta während der ganzen Zeit eingehend lognettirt hatte, vielleicht erscheine ich Ihnen zudringlich, doch warum wollen Sie die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen um Ihre Verwandte wieder zu finden; kann ich Ihnen dabei nicht dienlich sein?

— O, mein Herr, stottert Carolta verlegen, wie kann ich Das annehmen, ich wage nicht — —

— Fürchten Sie nichts, Fräulein; zweifellos werden Sie mir doch einige Andeutungen über die Wohnung der Tante geben können?

— Gewiß, aber wird Das genügen: Denken Sie sich ein hohes Haus — man geht an einer Mauer vorüber, hinter welcher Bäume zu sehen sind — dann biegt man rechts ein — und dort ist es gleich.

— Allerdings wenig; doch das schadet nichts! Vertrauen Sie sich mir an. Bitte, nehmen Sie meinen Arm.

Während der Herr Carolta's Arm unter den seinigen schiebt, sagt er sich:

— Ein famoseres Abenteuer! Bin ich nicht ein beneidenswerther Mensch! Ohne etwas zu denken spaziere ich auf der Straße und da bescheert mir der Himmel ein frisches, junges Landkind, welches seine Tante sucht. Wie reizend sie ist. Ich möchte mit mir selbst wetten, daß sie ihre Wohnung vor morgen Früh nicht findet.

So folgt jedes von Beiden seinem Abenteuer. Sie schmiegt sich vertrauensvoll an ihn an und er wird nach und nach immer galanter. Plaudernd folgen sie dem Lauf des Weges — der junge Herr wird geführt, ohne es zu merken — endlich führt sie ihr Pfad eine Mauer entlang, über welche magerere Bäume herüberschauen.

— Das sind die Bäume, ruft Carolta plötzlich, jetzt finde ich allein nach Hause.

Der junge Herr schneidet ein Gesicht und das Fräulein fährt fort:

— Sie werden mich aber nicht so verlassen; meine Tante muß sich bei Ihnen bedanken. Meiner Erkenntlichkeit können Sie versichert sein.

— Schauen wir, was dabei herauskommt, denkt sich der junge Herr.

Sie betreten das Haus — es wird angeläutet — Soseferl öffnet und läßt Beide in den Salon treten.

— Sag' meiner Tante, sie möge herkommen, befiehlt Carolta ein Zeichen gebend, welches Soseferl sofort versteht.

— Die Gnädige ist ausgegangen, erwidert Soseferl, in einer Viertelstunde wird sie zurück sein.

Sie geht hinaus, die Thür hinter sich fest in das Schloß ziehend. Eine Viertelstunde! Mehr als der junge Herr benötigt. Er beginnt auch sofort der reizenden Carolta eine feurige Liebesdemonstration zu machen und gelangt dabei nach und nach zu solcher Beredsamkeit, daß als die Frau Tante Soseferl den Schauplatz betritt, es viel — viel zu spät war, um die Unschuld ihrer Nichte zu vertheidigen, aber viel — sehr viel zu früh nach Ansicht des Liebhabers, welchen sie in voller Thätigkeit seiner Beweisführung überraschte.

— Ja, was ist denn!? fragt dieser aufgeschreckt mit kläglichem Miene.

— Schämen Sie sich nicht, ein unschuldiges Mädchen zu verführen? Das kostet hundert Gulden! — antwortet mit unvergleichlicher Würde die entrüstete Tante.

Der Herr bezahlt und empfiehlt sich. Draußen leistet er den Schwur: die Wege einer verirrten Nichte nie wieder zu betreten.

Als Tante und Nichte dann allein, fragt Soseferl:

— Nun, Fräulein, habe ich meine Rolle gut gespielt?

— O ja, lautet die Antwort. Aber hundert Gulden für die Unschuld einer Landpomeranze ist wenig. Du verdirbst die Preise. Das nächste Mal mußt Du wenigstens das Doppelte verlangen.

## Demimonde-Sonette.

I.

S l g a.

Was

keiner Deinesgleichen noch gelungen

— Von Allen, die vor Dir ich schon besessen —  
Erreichtest Du, denn, was Du bist, vergessen  
Hab' ich's total, von Deinem Arm umschlungen.

Von Deines jungen Körpers Reiz bezwungen,  
— Den ich nicht müde ward an mich zu pressen —  
Schwelgt' ich in Liebeswonne — unermessen! —  
Mehr als Dein Mund sprach mit beredten Bungen

Dein heißes Aug' — des Busens stürmisch Wogen  
— Dein keusches und doch inniges Ergeben —  
Daß Du mit Leib und Seel' mir warst zu eigen.

Und ob Du mich auch später hast betrogen,  
Will ich die eine Stund' in Deinem Leben

— In der Du wahr empfunden — Dir bezeugen!

a g  
a i



## Flora.

Von Armand Silvestre.

### I.

o man nicht Alles wahr und wahrhaftig findet in dieser meiner Erzählung, will ich meinen Zunamen „Armand der Wahrsager“ verlieren, den ich mir selbst anlässlich meines letzten Geburtstages zugelegt habe.

Also, es war im verflossenen Herbst, in dem schönsten Gasthose der an schönen Gasthöfen so reichen Stadt Genf, an der reich gedeckten und bedienten Table d'hôte, wo zahlreiche, elegant gekleidete Gäste ihr Mahl begannen. Die Frauen waren defolletirt und in Handschuhen, mit Blumen im Haar. Die Herren trugen den Frack und eine Gardenia im Knopfloche. Ein Duft von guter Gesellschaft mengte sich in den pikanten Dampf, welchen eine appetitliche Bouillabaisse aufsteigen ließ. Man sprach von dem neuesten Artikel der „Revue des Deux-Mondes“. Ja, es war eine gebildete und wohlgezogene Gesellschaft!

Ich will mich nicht unterfangen, Alle zu nennen. Ich möchte von der noblen Gesellschaft nur den General Baron Honoré Veloup de la Pétrardière und dessen Gemahlin anführen, eine starke Blonde, die noch sehr schöne Schultern hatte, den ungarischen Doktor Marlovski und dessen Gattin, eine Brünette mit meergrünen Augen, deren schwarzes Haar in schweren Flechten in ihren Nacken herabfiel, und Lord Bizi-Panpan, einen englischen Baumwollspinnerei-Besitzer, dessen Ehehälfte einen mattgoldfarbenen Haarwuchs und die Haut eines halbreifen Pfirsich hatte.

Ich habe bereits erwähnt, daß in der allgemeinen Unterhaltung ein sehr vornehmer Ton herrschte. Nur in einer Ecke des Tisches summt ein Schwarm von Lebjuuglingen und unter den halblaut geflüsterten Worten, die sie austauschten, hätte man öfter den Namen Flora vernehmen können.

Oh Goncourt, leihe mir die natürliche Keuschheit Deiner Feder! Diese Flora, von welcher die Herren sich mit leiser Stimme unterhielten und welche den Damen unbekannt zu sein schien, — wenigstens thaten sie so — war die Inhaberin eines jener Häuser, welche zu jeder Stunde offen stehen, die eine wichtige Rolle in dem Leben unverheiratheter Reisenden spielen, deren Luxus ein sehr großer ist in den von Fremden stark besuchten Städten und welche die Chinesen auf blaue Seen stellen, blos um des Vergnügens willen, sie „Blumenschiffe“ zu nennen. Die Mode dieser Häuser muß eine alte sein, da man Ueberreste solcher selbst in Pompeji gefunden hat. . . . Doch das sind Dinge, von welchen man vor den Frauen nicht spricht. Ich selbst schäme mich, darüber geschrieben zu haben und will etwas Zucker an der Spitze meiner Feder in Rauch aufgehen lassen. . . . So, es ist geschehen!

### II.

Die Bouillabaisse war abgethan und man ging eben zu einem herrlichen Filet mit Madeira-Tunke über, als mein Freund Jacques eintrat.

Mein Freund Jacques ist ein prächtiger Bursche, schön gebaut, wohlhabend, malt hübsch in Wasserfarben, ist eine offene, sympathische Natur, dabei sehr ungezwungen in seinen Manieren. So fand er es ganz einfach, in Reiterstiefeln, mit bestaubten Reiskleidern inmitten der eleganten Gesellschaft zu erscheinen, die ich beschrieben habe; er dachte nicht einen Augenblick daran, daß seine Stallmeister-Kleidung grell abstach von den Toiletten der anderen Tischgäste. Er warf seinen weichen Hut auf einen Sessel, nahm einen zweiten Sessel und ließ sich vor einem Gedeck mit dem lauten Ausrufe nieder:

— Herrgott! habe ich einen Wolfshunger! . . .

Erst nach dem Filet und nachdem er sich so weit gesättigt hatte, um einen Blick um sich zu werfen, merkte er, in welchem Grade er Aergerniß verursacht hatte. Zu beiden Seiten neben ihm hatte man die Stühle weggerückt und seine nächsten Nachbarn wandten ihm den Rücken. Man warf ihm scheele Blicke zu und an beiden Enden der Tafel ward geflüstert. Die Frauen fächelten sich frische Luft zu und schauten ihn dabei hämisch an, als ob er einen Mißduft in die Gesellschaft gebracht hätte. Er wollte sich in die Unterhaltung mengen, indem er ein Wort, ein einziges Wort über die tonfingefische Politik fallen ließ, — gewiß ein harmloses Thema; allein die Unterhaltung hörte sogleich auf, als ob ein Wind sie hinweggefegt hätte, und die Gesellschaft löste sich zum Schlusse des Dinens in kleine Gruppen auf, die in einer für ihn geradezu verlegenden Weise sich von ihm fernhielten.

Doch Jacques hat einen harten Schädel und ist nicht gerade empfindlich. Weit entfernt sich für geschlagen zu halten, folgte er seinen neuen Genossen auf den Perron, wo der Kaffee genommen wurde. Er setzte sich unter ihnen nieder, schänkte sich mehrere Gläser Rhum ein und sann ernstlich nach, durch welche Rohheit er sich rächen und ihnen bekunden könnte, wie wenig Werth er auf ihre Gesellschaft lege. Plötzlich winkte er einem der Kutscher, welche vor dem Gasthose hielten, ließ ihn zum Fuße der Treppe vorkommen, stieg hinab, warf sich in die Kutsche, kreuzte die Beine und rief aus Leibeskräften:

— Zu Flora!

### III.

Als mein Freund Jacques am folgenden Tage zur Frühstückstafel erschien, empfing ihn tiefes Stillschweigen. Alle Geberden der Geringschätzung begrüßten ihn. Die Herren setzten ihre Hüte auf, die Frauen steckten die Nase in ihre Blumensträuße. Ein allgemeines Pfui! malte sich auf allen Gesichtern. Als er seinen Platz an der Tafel ausgewählt hatte, erhoben sich seine Nachbarn zur Rechten und Linken und trugen ihren Nachtschisch anderswohin. Er that als sähe er nichts, aß für vier, und weil er die gestrige Lektion ungenügend fand, wiederholte er sie. Kaum war das Mahl beendet und seine Tischgenossen auf dem Perron versammelt, als er wieder einen Wagen nahm, und so laut als er konnte, dem Kutscher zurief:

— Zu Flora!

Ebenso machte er es nach dem Diner und am dritten Tage nach dem Frühstück. Die Kutscher zogen schon von weitem den Hut, wenn sie ihn kommen sahen. Die wackeren Leute! Ihre Körperschaft wollte ihn durch eine ganz besondere Werthschätzung für die allgemeine Mißachtung entschädigen, mit welcher der Rest der Menschheit ihn überschüttete.

Noch hatte er dieses Spiel nicht drei Tage getrieben und noch hatte er nicht sein achttes „Zu Flora!“ gerufen, als in der Stimmung des Gasthof-Publikums ihm gegenüber eine offenkundige Aenderung zu Tage trat. Man gewöhnt sich eben an Alles. Die Männer betrachteten mit neugieriger Bewunderung diesen Helden mit der raschen Verdauung, mit den stürmischen Kaprizen und regelmäßigen Gewohnheiten. Die Frauen sagten nichts, aber ein gewisses Wohlwollen war in ihren Blicken deutlich zu lesen.

Ich glaube, daß in jener Nacht die Damen Leloup de la Pétrardière, Marlovski und Zizi-Panpan ihren Gatten beiläufig Folgendes sagten:

— Wir sind es, die diesen unglücklichen jungen Mann in den Abgrund der schlechten Gesellschaft gestürzt haben, indem wir ihn schlecht aufnahmen. Wir waren vielleicht zu streng. Er kam von der Reise an und hatte Hunger. Er sieht im Grunde sehr vornehm aus. Wir sollten versuchen, das Uebel gutzumachen, das wir ihm zugesügt und ihn in die Gesellschaftskreise zurückzuführen, die ohne Zweifel die seinigen sind, ihn vielleicht zu retten.

Und die drei Gatten hatten geantwortet:

— Dieser Gedanke ist sehr edel, theure Freundin, und würdig einer solchen Frau wie Du.

IV.

So kam es, daß am Tage nach dieser dreifachen nächtlichen Unterhaltung Madame Leloup de la Pétrardière ihr Taschentuch fallen ließ, als sie bei Jacques vorbeikam, bloß um ihm dafür danken zu können, daß er es aufhob; Frau Marlovski bot ihm Zucker für seinen Kaffee an; Frau Zizi-Panpan endlich nahm ohne Umstände seinen Arm, um sich von ihm eine rutschige Treppe hinab begleiten zu lassen. Das Eis war augenscheinlich gebrochen und es begann eine regelrechte Bekehrung. Die Gemahlin des Generals führte Jacques gleich nach dem Diner in ihr Zimmer, um ihm ein Album zu zeigen. — Dabei ward die Stunde des Besuches bei Flora vergessen. — Die Gattin des Doktors bemächtigte sich seiner nach dem Diner mit Gewalt, um ihm tief im Parke eine seltene Pflanze zu zeigen. — Die Stunde des Besuches bei Flora ward abermals vergessen. — Man blieb an jenem Abende sehr lang auf dem Perron, und kaum von seiner botanischen Lektion zurückgekehrt wurde Jacques von der Gemahlin des englischen Fabrikanten in Beschlag genommen, die ihm um jeden Preis einen Walzer von Chopin vorspielen wollte.

Die drei Gatten, im Grunde gute Leute und erfüllt von moralischen Ideen, lächelten unter einander über das mildthätige Gebahren ihrer Frauen.

— Welcher Engel, meine Aglaja!

— Welcher Engel, meine Olympia!

— Welcher Engel, meine Adele! sagten sie zu gleicher Zeit. Sie hatten sich gegenseitig die außerbaulichen Absichten

ihrer Gattinen mitgetheilt und waren wie diese der Ansicht, daß man den unglücklichen jungen Mann nicht dem Paster anheimfallen lassen dürfe. Aber, sie selbst konnten sich nicht direkt einmengen. Ihre Frauen würden die Sache besser machen, als sie. Aber sie hatten — alle Drei mit einander — eine herrliche Idee. Sie erspähten den Augenblick, wo Jacques in sein Zimmer zurückkehrte und drehten von außen den Schlüssel um, daß er eingesperrt war. Aus war's mit Flora!

Und sie lachten, daß ihnen die Thränen rannen, während ihre heftig geschwungenen Leuchter sie mit flüssigem Stearin überschütteten, und Jacques, erschöpft von dem Album, von der seltenen Pflanze und von dem Chopin'schen Walzer sich halb entkleidet auf sein Bett warf, um zu ruhen.

V.

Ein neues Leben begann für Jacques.

Er hatte, wie der heilige Paulus, seinen Weg nach Damascus und seine Bekehrung vollzog sich plötzlich. Drei Schutzengel hielten ihn fest — einer nach dem anderen — wenn die Stunde der Versuchung kam. Sie ließen ihm kaum Zeit, seinen Kaffee zu trinken.

Doch eines Tages fürchtete man einen Rückfall. Er suchte nach dem Frühstück zu entwischen. Aber, die drei Damen hielten scharfe Wacht bei den Kutschen und entdeckten, daß er mit ihren Männern Billard spielen gegangen sei.

— Sind Sie etwa leidend? fragte die Generalin mit hämischem Interesse.

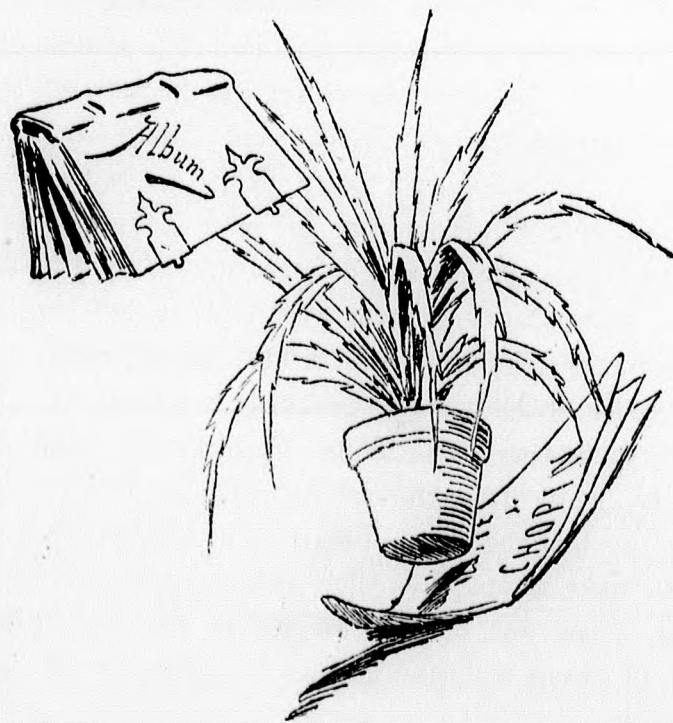
Jacques begriff, daß er nicht mehr auf der Höhe seiner Aufgabe stehe. Er kündigte noch für denselben Abend seine Abreise an. Ein unerwarteter Brief berufe ihn heim, sagte er.

Als er in den Hôtel-Omnibus steigen wollte, erschien der General Leloup, begleitet vom Doktor Marlovski und Lord Zizi-Panpan, und öffnete ihm eigenhändig den Wagenschlag.

— Adieu, mein Sohn! sagte er, wobei schwere Thränen in seinen dicken Schnurbart rannen. Vergessen Sie nicht, was Sie den Damen schulden. Gestehen Sie, daß die Gesellschaft der ehrbaren Frauen wohl ebensoviel werth sei, als die der anderen, fügte er mit einem melancholischen Lächeln hinzu.

Jacques schloß in tiefer Rührung die drei Gönner an seine Brust und stammelte:

— Mehr, weit mehr ist sie werth! . . .





In der Kunstausstellung.

Mutter und Tochter vor der Statue einer völlig nackten Psyche.

Mutter. Die Statue scheint die Schamhaftigkeit darzustellen.

Tochter. Aber Mama! . . .

Mutter. Gewiß, da sie sich das Gesicht mit den Händen verhüllt.

\*

Eheleben.

Nach drei Monaten Honigmundes zeigt Madame ihrem Gatten ein neues Kleid, dessen Leibchen mit kleinen Knöpfen dicht besetzt ist.

— Gefallen Dir die kleinen Knöpfe, Männchen?

— Gewiß; aber ich möchte auch auf meinen Hemden welche haben.

\*

Im Salon.

Madame U. und Madame K. plaudern hinter ihren Fächern von ihrer besten Freundin, der Madame J.

— Haben Sie ihre neue Robe gesehen? Dieser Aufwand muß ja den Mann zugrunde richten.

— Lassen Sie es gut sein! Es ist damit, wie mit der Steuer: sie wird von aller Welt bezahlt.

\*

Tröstlich.

Eine junge und hübsche Wittve, die in raschem Nacheinander drei Gatten begraben hat, war neulich auf dem Kirchhofe, begleitet von einem jungen Manne, der ihr einst den Hof gemacht, aber nicht gewagt hatte, sich zu erklären.

— Ach, mein Freund! sagte die Wittve schluchzend, — ich würde jetzt Sie beweinen, wenn Sie mehr Muth gehabt hätten.

\*

Unmöglich.

Herr von Sott hat sich mit seiner Freundin, Frau von Stichel zerschlagen. Gegenseitige Rückgabe der Andenken. Die Dame stellt dem Herrn seine Briefe, Schmucksachen u. s. w. zurück.

— Ist Dies Alles? fragt Herr von Sott, der kahl ist, wie eine Billardkugel.

— Natürlich; ich kann Ihnen doch Ihre Haarlocken nicht wiedergeben!

## Wenn die Jugend wüßte . . .

Von P—nn.

Von meinem Orchesterstuhle aus applaudirte ich gestern Abends die große Sängerin Jenny Weyer, — begann Rittmeister von Prinz zu erzählen — während das ganze Haus jubelnd ihren Namen rief und die Musiker des Orchesters, wie elektrisirt, einen Tusch nach dem andern spielten. Während des Zwischenaktes folgte ich dem langen Zuge der Bewunderer und trat in ihre mit Blumenkörben und Sträußen angefüllte Ankleideloge. Ich erhielt, wie alle Anderen, einen banalen Händedruck, und, wie allen Anderen, sagte sie mir:

— Meister Strauß muß man beglückwünschen.

Worauf der liebenswürdige Walzerkönig mit seiner etwas linksischen Bescheidenheit entgegnete:

— Jenny Weyer gebührt alles Lob.

Und während das Defilé der Gratulanten fort dauerte, saß ich unbemerkt in einer Ecke der Ankleideloge, inmitten der immer mehr anwachsenden Fluth der Bewunderer, und gedachte der Vergangenheit und durchlebte noch einmal meinen Roman, den ich vor zehn Jahren mit diesem Stern erster Größe hatte, der damals ein Kind von achtzehn Jahren war, frisch aus dem Konservatorium gekommen und an der „Komischen Oper“ mit hundert Gulden Monatgage engagirt.

Noch sehe ich sie in ihrem einfachen weißen Kleidchen, gepuzt mit einer cremefarbenen Rüsche, fast ein Schulprüfungs-Kleidchen, da und dort geslickt, von Weitem die Armuth kündend; und in dem Kleidchen stak der magere Körper mit den zarten Armen, die in einem Paar strohgelber Handschuhe mit zwei Knöpfen endigten; und auf dieser Büste eines noch kaum entwickelten Mädchens saß ein munterer Kopf, erhellt durch ein Paar große, schelmische Augen, einen etwas großen, aber mit herrlichen Zähnen besetzten Mund und ein keckes Stulpnäschen, das den künftigen Erfolg zu wittern schien. Im Ganzen das Geistvollste und Anziehendste, das man sich denken kann: ein Gemisch von Engel und Gassenjungen.

Es war bei einer dramatischen Matinée in den Salons des alten Grafen Kronfels. Diese Matinéen waren sonderbar. Kein Glas Wasser, keine Tasse Thee. Als einmal eine Eingeladene fragte, ob es nicht möglich wäre, sich zu erfrischen, erwiderte der Graf mit seiner ruhigen Würde:

— Aber wie denn nicht, Theuerste! nichts ist leichter.

Und er öffnete sperrangelweit das Fenster . . .

Der Graf begnügte sich damit, die riesigen Salons seines in der Praterstraße gelegenen Palais' zu öffnen, ein Klavier vor den Kamin rücken zu lassen und seinen Freunden ein anziehendes Programm zu bieten, bestritten von Amateurs und jungen Künstlern und Künstlerinnen, die sich hören lassen wollten. Das Eine zog das Andere an. Die Mitglieder der vornehmen Gesellschaftskreise kamen der hohen Stellung des Grafen zuliebe und unterhielten sich da sehr gut; die Anfänger hingegen waren froh, sich in einer Umgebung zeigen zu können, welche in der Lage war, ihnen werthvolle Verbindungen zu erschließen.

Jenny Weyer hatte soeben Fortunios Liebeslied mit vielem Gefühl und einer noch etwas schrillen Stimme gesungen, und — angeeifert von dem Grafen — hatte ich mich entschlossen, ebenfalls vor dem Kamin zu erscheinen, und die „Leiden und Freuden des Befreiten Schwammerl“ zum Besten zu geben.

Während ich erzählte, wie Schwammerl bei seiner Anna in der Küche sitzt und wie er dem Herrn Hauptmann mit der „selbsterfundenen“ Stiefelwichse aufwartet, sah ich vor mir, in der ersten Reihe, ein in Frohsinn strahlendes Gesicht, einen Mund, der jeden meiner Sätze mit einem hellen Lachen begleitete, und zwei kleine Hände, die applaudirten, daß es nur so klatschte, auf die Gefahr hin, daß die strohgelben Handschuhe plagen. Es war Jenny Weyer. Als ich geendigt, hüpfte sie auf mich zu und rief:

— Mein Herr, ich kenne Sie nicht; aber unter Künstlern ist doch die gegenseitige Vorstellung nicht notwendig. Ihr Monolog ist allerliebste. An welchem Theater spielen Sie?

— An gar keinem, mein Fräulein. Ich bin Dilettant; mein Name ist v. Prinz, Uhlanen-Oberlieutenant in der Reserve.

— Ah! sagte Jenny erröthend. Und um sich aus der Verlegenheit zu helfen, fügte sie hinzu:

— Ich will Sie Mama vorstellen.

Ich darf sagen, es fehlt mir nicht an einem gewissen Applomb; ich habe vor alten mürriischen Generalen schreckliche Prüfungen bestanden; aber niemals war ich dermaßen eingeschüchtert, wie an jenem Abende, vor der ehrwürdigen Madame Weyer. Denken Sie sich das Haupt einer römischen Matrone mit weißem Haar, mit einem regelmäßig gezeichneten Profil, mit einem streng geschnittenen Munde, geziert mit einem Schnurbarte, der den meinigen beschämte; unter den buschigen Augenbrauen stahlblaue Augen mit einem seltsam scharfen Forscherblick, der Einem in das Innerste der Seele drang; ein Busen von einem garedezu Angst erregenden Umfange, eingezwängt in ein Kleid von schwarzem Satin und zu Alldem das schneidige Auftreten eines Gendarmerie-Kapitains.

Oh, Geheimniß der Natur! Wie konnte dieses Mannweib die Mutter dieses Engels sein?

Sie empfing mich übrigens sehr gut, machte mir Komplimente über meine „Deplamation“ und meinte, ich hätte den Soldaten sehr gut „präsentirt.“ Um in der Höflichkeit nicht ihr Schuldner zu bleiben, äußerte ich mich entzückt über die Stimme ihrer Tochter und machte ihr den Vorschlag, bei meiner Großmutter der Gräfin Eyzenstein zu singen, dann im adeligen Kasino, im „Concordia-Klub“ u. s. w. . . kurz, ich versprach ihr, sie zu lanciren, indem ich ihr meine Verbindungen in der eleganten Welt zur Verfügung stellte.

Die Mama stimmte gravitatisch zu; Jenny trank buchstäblich meine Worte.

— Sie müssen uns besuchen, sagte die angehende Gesangskünstlerin; wir wohnen bescheiden, im fünften Stock . . . wenn Ihnen das nicht zu hoch ist . . . Neubaugasse 67.

Ich beeilte mich, die Einladung anzunehmen und schon am folgenden Tage stieg ich die Jakobsleiter empor, die mich

ins Paradies führen sollte. Ich hatte gefürchtet, die würdige Mama werde unserer Unterhaltung beiwohnen wollen; allein, sie zog sich gleich nach meiner Ankunft zurück, indem sie sagte:

— Erlauben Sie, daß ich in meine Küche gehe, wo ich einen Suppentopf am Feuer stehen habe.

Vom ersten Tage angefangen machte mein Roman sehr rasche Fortschritte. War ich wirklich der erste Liebhaber, wie Jenny mir sagte? War ich es wirklich, der zuerst die verbotenen Freuden genoß? Sie behauptete es und dies schmeichelte meiner jungen Eitelkeit; aber man erzählte, daß der alte Brackinger, ihr Gesangslehrer am Konservatorium, bereits von den Rechten des Herrn und Meisters Gebrauch gemacht habe.

Ah, es waren reizende Tage der Jugend, der Sonne und der Liebe! Alles war vereinigt in diesem allerliebsten, kleinen Verhältnisse, selbst die Würze, welche die Gefahr verleibt. In den Fragen der Moral kannte Frau Weyer keinen Spaß und Jenny sagte mir oft zwischen einem Kuß und dem andern:

— Wenn Mama uns erwischte . . . es wäre schrecklich!

Jeden Abend, eine halbe Stunde nach Mitternacht, kam ich in der Neubaugasse an, zog in dem dunkeln Treppenflur die Stiefel aus, tastete mich in den fünften Stock hinauf, zitternd bei dem Gedanken, daß ich oben, auf dem Flur, anstatt der anmuthigen Silhouette Jenny's vielleicht die imposante Gestalt der Madame Weyer antreffen könnte. Es war vielleicht absurd, aber der kalte Schweiß trat mir dabei auf die Stirne.

Im fünften Stockwerke angekommen fand ich eine kleine Hand, die mich leitete, und ich trat in das Stübchen ein, wo ich bis sechs Uhr Morgens blieb. Zu dieser Stunde erhob sich Jenny geräuschlos, bereitete mir an einem „Schnellsieder“ eine vortreffliche Chocolate, und so gestärkt ging ich meiner Wege, meine Stiefel in der Hand und Frohsinn im Herzen davon tragend.

Das währte so eine geraume Zeit, als ich eines Morgens, an welchem ich etwas länger da geblieben war, in der Neubaugasse Madame Weyer traf, die vom Markte zurückkam. Ich wollte ihr ausweichen, aber sie kam gerade auf mich zu. Mein Herz pochte umsomehr, als ihre Augen nichts Gutes weiffagten.

— Mein Herr! begann sie streng, — meine Tochter macht Dummheiten um Ihetwillen.

— Madame . . . stotterte ich . . . glauben Sie mir . . .

— Ja, wie ich sage. Sie steht um sechs Uhr Morgens auf . . . wird sich erkälten . . . wird ihre Stimme verlieren. Das ist unsinnig! Ich mag diese Unbesonnenheiten nicht.

Ich hätte in die Erde versinken mögen; aber die würdige Frau fügte hinzu:

— Darum habe ich denn auch kraft meines mütterlichen Rechtes beschlossen, daß sie zu Bette bleiben soll. Künftig werde ich selbst Ihnen die Chocolate bringen!



### Adrienne.

**D**u bist so rosig, Du bist so fröhlich,  
 So ganz und gar und so urgesund,  
 Es glänzt Dein Auge, es wallt Dein Busen,  
 Und immerdar jubelt und lacht Dein Mund!

Mich sehnt es, Deine Gestalt zu umfassen  
 Und Brust an Brust zu umarmen Dich,  
 Dir Mund und Wangen und Stirn' und Augen  
 Zu küssen, zu kosen brünstiglich!

Welch' Wonne wär' das, an Deiner Seite  
 Zu wandeln durch dieses Jammerthal,  
 Gesundheit aus Deinem gesunden Leibe  
 Zu trinken, zu schöpfen ohne Wahl!

Auch möchten gesunde Kinder wir zeugen —  
 Ein kraftvoll-herrliches, starkes Geschlecht!  
 Doch willst bis auf Weit'res Dich treu gedulden  
 Und treu mir bleiben — mir wär's schon recht!

Misoppe.

### Cherchez la femme.

Von Germain d'Ange.

Die Frauen haben stets ihren — Liebhaberwerth.

\*

Ein Mädchenauge fragt oft mehr, als ein Männermund  
beantworten darf.

\*

Es gibt Frauen, die den Muth der freien Empfindung  
besitzen, aber nicht den Muth, auf eine neue Mode zu verzichten.

\*

Jeder liebende Mann kennt eine Frau, die schöner ist,  
als Venus, — seine Geliebte.

\*

Die dümmste Frage in der Liebe ist „darf ich?“

\*

Die Klugheit der Frau zeigt sich im Schweigen zur  
rechten Zeit.

\*

Vielen Frauen dient die leuchtende Sonne nur dazu, um  
von ihren Männern einen neuen Sonnenschirm zu verlangen.

\*

Jede Blume findet ihren Schmetterling.

\*

Mancher genießt trotz des Himmelbettes nicht den Him-  
mel, Mancher findet ihn auch ohne Himmelbett.

\*

Eva's Sünde verdanken wir die hohen Schneiderrechnungen.



### Ein Jagdabenteuer.

Mitgetheilt von W-ich.

**H**ängst schon war ich von meiner Cousine Clara gebeten  
 worden“, so erzählte der alte Oberförster K. im Kreise  
 einer fröhlichen und durch reichliche Libationen angeheiterten  
 Jagdgesellschaft, „sie einmal mit auf eine Treibjagd zu neh-  
 men. Meine Cousine Clara war, wie ich nur gleich bemerken  
 will, ein Bild von einem Frauenzimmer. Gewachsen wie eine  
 Tanne, dabei üppig wie eine Venus, Augen wie sprühendes  
 Pulver, kurz: ganz darnach angethan, selbst in mir, dem  
 Weiberfeinde par excellence — hm, hm! — wie meinten  
 Sie!? — also selbst in mir ein gewisses Gefühl zu erzeugen,  
 für welches die alten Lateiner den netten Namen „Cupido“  
 hatten, was wir ungefähr mit „Frühlingsgefühl“ zu über-  
 setzen pflegen.

Auf dieses Gefühl mag es denn auch zu schieben sein,  
 daß ich mich endlich breit schlagen ließ, ihrem Wunsche zu  
 willfahren und sie auf die nächste Treibjagd, die ich gab,  
 mitzunehmen.

Das feste Jagdkostüm, welches sich den wundervollen  
 Formen in herrlicher Weise anschmiegte und die darunter ver-  
 borgenen Schätze und Reize mit dem geheimnißvollen Zauber  
 des Ahnungsvollen umwob, enthusiastirte beim Rendezvous  
 die ganze Jagdgesellschaft. Aller Blicke richteten sich wonne-  
 trunken auf das liebreizende Geschöpf, während es leicht und  
 grazios; Venus und Diana in einer Gestalt vereinigend, in  
 den Kreis der Schützen hereinschwebte.

Wie Sie sich wohl denken können, wollte natürlich Jeder das holde Wesen zur Nachbarin haben und es hätte gar nicht viel gefehlt, daß es gleich am Anfang zu einer regelrechten Katzbalgerei zwischen den glühenden Verehrern Clärchens gekommen wäre.

Mein Machtwort als Jagdgeber schlichtete zwar diesen Streit, als sich aber beim nächsten Treiben die gleiche Haß um den Platz entwickelte, beschloß ich der Sache ein Ende zu machen und dies umso mehr, als der Jagdeifer selbst einiger der passionirtesten Nimrode bedenklich unter dem Wettstreit um mein schönes Cousinchen zu leiden begann. Auch der Letzteren waren, so befriedigt tief im Herzenskammerlein ihre weibliche Eitelkeit auch sein mochte, diese allzu stürmischen Kundgebungen der Verehrung verdrießlich geworden. Kurz, ich willfahrte gern ihrem Wunsch, sie beim neuen Treiben mit den Treibern gehen zu lassen, damit sie „ja Alles sehen könne“.

Die plötzliche Vorliebe einiger Heißsporne für das „ebenfalls mit den Treibern gehen“ erstickte ich im Keime unter Hinweis auf den ohnehin fühlbaren Mangel an Schützen.

Die Treiber gingen los und mit ihnen meine Cousine Clara. Lustig knallte schon hier und dort ein Schuß, den Beginn des Triebes anzeigend, welcher in dem dichten Unterholz nur langsam vorwärts kam. Allmählig hörte man deutlicher das Geräusch der unter den Tritten der Treiber knackenden Zweige und vernehmlicher Klang in allen Tonarten das „Hus Has!“ an die Ohren der scharf um sich ängenden Schützen. Da passirte Etwas, an das ich heute noch mit ganz eigenenthümlichen Gefühlen zurückdenke.

Ich stand am Rande einer Schneuse, welche genau in der Richtung lag, aus der der Trieb kam. Den Treibern war verboten worden, die Schneuse zu betreten. Umso erstaunter war ich daher, als ich im Hintergrunde plötzlich eine menschliche Gestalt gerade auf mich zu sich bewegen sah.

Ich blicke scharf hin und — siehe da — meine Cousine Clara mochte wohl in dem dichten Unterholzgestrüpp ein Haar gefunden haben, genug, sie hatte sich auf die Schneuse geschlagen und schnürte nun gemächlich auf mich los, ohne im Geringsten auf meine theils bittenden, theils befehlenden Gesten zu achten. Innerlich fluchend, schwur ich mir feierlich beim heiligen Hubertus, nie wieder solch' ein Weibsen mit auf die Treibjagd zu nehmen.

Während ich noch so in mich hineinraisonnirte, flüzt ein Hase aus der Dickung auf die Schneuse. Ohne jedoch den Schutz des gegenüber liegenden Bestandes aufzusuchen, wie das jeder andere an- und verständige Hase gethan haben würde, geht er auf der Schneuse weiter gerade auf mich los. Was war zu thun? — Schießen konnte ich nicht, denn sonst hätte ich am Ende gar meine Cousine mit getroffen.

In meinem Aerger mochte ich wohl eine unwillkürliche Bewegung gemacht haben, denn plötzlich stoppt Meister Lampe ab, macht auf der Hinterhand Kehrt und nun, hast du was kannst du, geht es die Schneuse hinunter gerad' auf Fräulein Clara zu.

Starr wie weiland Loths Weib, war jene bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge stehen geblieben und blickte unverwandt, staunend, dem sich hastig nähernden Lampe entgegen.

Bewundert folgte auch ich den Bewegungen des Hasen, der, meine Cousine vornehm ignorirend, unentwegt seinen Cours auf sie zu hielt. Jetzt war er nur noch zehn Schritte von ihr entfernt. — Donnerwetter, will der eine Steeplechase über sie weg nehmen — reflektirte ich gerade, da drang schon ein gelender Schrei an mein Ohr und im selben Moment erblickte ich meine Cousine — — — wie sie von eines Mannes Augen wohl schwerlich jemals zuvor gesehen worden war.

Ja, meine Herren, wenn ich damals nicht blind geworden bin, so verdanke ich dies lediglich meiner angeborenen Diskretion, welche mich sofort die Augen bedecken ließ . . .“

„Ha, ha! — Augen bedecken, mit einem Fernglas!“ — ließ sich da der indiscrete Forstassessor vernehmen und ein homerisches Gelächter belehrte den alten Oberförster, was man von seiner „Diskretion“ hielt. Als nun das Gelächter gar kein Ende nehmen wollte, erhob sich deshalb der Graubart scheinbar indignirt, nahm trotz allgemeinen Protestes Hut und Stock und mit einer Miene, aus der trotz des grimmigsten Ausdrucks der Schalk herauslachte, sagte er gemessen:

„Hätten Sie mich durch Ihr ganz unmotivirtes Gelächte nicht gestört, so würde ich Ihnen ganz haarklein die Geschichte bis zu Ende erzählt haben. Wie der alte Kammler nämlich meiner Cousine zwischen den Beinen durchfuhr, wie da plötzlich Leben in das steinerne Bild kam, wie sie in Ermangelung einer schutzbringenden Erhöhung mit instinktiver Bewegung ihre Kleider emporrastete — kurz, ich hätte Ihnen ein Genrebildchen gemalt, wie Sie es sonst wohl nicht wieder zu sehen und zu hören gekriegt hätten. Aber, Auslachen giebt's nicht, deswegen nur noch soviel: Ein Schuß Spiegel Mitte wäre eine Leistung gewesen, die der dümmste Sonntagsjäger da schließlich fertig gebracht hätte. — Adjes!“ Hinaus war er.



Ein Roman in Bilderbogenversen.

1. Der Fritz, der thut spazieren geh'n,  
Der Mond, der scheint am Himmel schön.
2. Die Gans schmeckt prächtig, wenn sie todt,  
Die Lotte ist ihr Abendbrod.
3. Briefträger kommen ab und zu,  
Die Mutter liest das Billedouze.

4. Vor Pottens Augen wird es blau  
Und grün — die Mutter ist sehr schlau.
5. Am Brunnen steht der Fritz allein,  
Er möchte gern zu zweien sein.
6. Im Frühjahr ist es draußen kalt,  
Im Mantel nahet die Gestalt.
7. Bahn bricht sich Liebe mit Gewalt,  
Der Fritz umarmet die Gestalt.
8. Mitunter ist man sehr erschreckt,  
Im Mantel Pottens Mutter steckt.
9. Der Fritz und Lotte seufzen schwer,  
Die Mutter schilt auf Beide sehr.
10. Ein Jahr im Leben schnell zerrinnt,  
Der Fritz das große Loos gewinnt.
11. Die Mutter giebt den Segen gleich,  
Oft feiert man die Hochzeit reich.
12. Dem Glücklichen recht viel gelingt,  
Der Storch viel' schöne Kinder bringt.

M. H.

\*

#### Auf der Reise.

Ein biederer Sachse, eifriger Nimrod, fährt einst auf der Eisenbahn. In seinem Coupé befindet sich nur noch eine junge Dame, welche den Umstand, daß unser Sachse scheinbar schläft, dazu benutzt, um eine Treibjagd auf eines jener ominösen indiscreten Thierchen zu machen, welche Götthe in der Scene in Auerbachs Keller verewigt hat. Das gehegte Wild flüchtet sich in seiner Todesangst unter das Strumpfband seiner reizenden Trägerin; diese, ihrer Beute sicher, fährt hastig zu, da, bei der schnellen Bewegung — passiert ihr etwas sehr Menschliches.

Da blinzelt der gar nicht schlafende Sachse verschmitzt mit den Neuglein und sagt:

„Si, Herr Jesus, mei gutstes Freilein, wenn s'n nich so greifen kenne, doch dän Schuß krieg'n s'n weef' Kneebbchen nich!“

W—ich.

\*

#### Schwiegermutter.

Man präsentirt Herrn K. die Rechnung über die Kosten des Leichenbegängnisses seiner Schwiegermutter.

— Viertausend Mark! ruft er entsetzt aus; — es wäre mir fast lieber gewesen, daß sie am Leben bleibe!

\*

#### Ihr Geschenk.

In dem Augenblicke, da der alte Graf N. die Wohnung seines Schützlings, der schönen Figurantin Mizi verlassen will, entdeckt er hinter einer Thüre einen Stock, der nicht der seinige ist.

— Wem gehört der Stock? fragt er seine junge Freundin argwöhnisch.

Diese hüpfst ihm an den Hals und ruft:

— Dir, Dir, mein dicker Alter! Ich mache ihn Dir zum Geschenk.

(6)

## Gossenblume.

Roman von Emile Blain.

Sie wollen sagen: so viel war es werth; denn in diesem Augenblicke — Sie wissen es wohl, Herr Jeantrec — ist es kaum den vierten Theil werth.

— Sie übertreiben, mein lieber Penavaire.

— Nicht sonderlich. Ich denke, mit 50,000 Franken wäre es gut bezahlt.

— Bieten Sie 75,000 Francs und es gehört Ihnen.

— Nein, wahrhaftig, 75,000 Francs ist zu viel; 60,000 Francs, in 12 Jahren zahlbar, scheinen mir ein sehr annehmbarer Preis. Ist's abgemacht?

Die Beiden schlugen ein. Penavaire ging seinen Geschäften nach, während Pierre Jeantrec seinem Bruder den Abschluß des Handels mittheilte. Der Ruf des Hauses war wenigstens zum Theil gerettet.

In Wirklichkeit kam ihnen dies theuer zu stehen; aber sie waren zweifach Millionäre und konnten schon ein Opfer bringen. Ueberdies hatten sie keine Wahl; dem Beträtsche der Zeitungen mußte ein rasches Ende gemacht werden.

Um die Affaire Kerdaniel so schnell als möglich zu vertuschen, verfaßten die beiden Brüder eine Zeitungs-Notiz, in welcher sie die über den älteren Jeantrec in Umlauf gesetzten Gerüchte für niedrige Verleumdungen erklärten. Der beste Beweis dessen sei die Thatsache, daß Herr Penavaire, der am Geschäfte beteiligte Beamte des Hauses Brüder Jeantrec, seit längerer Zeit mit Fräulein Louise Marie Kerdaniel verlobt ist, die er demnächst zum Traualtare führen wird. Diese Notiz wurde in den „gutgesinnten“ Zeitungen der Gegend veröffentlicht.

Penavaire wußte denn Alles: die Beziehungen seines Chefs zu der jungen Arbeiterin, den Zustand, in welchem sie sich befand, und dennoch war er ohne Zögern auf den schwachvollen Handel eingegangen! Für Geld erkaufte er mit seiner Ehre diejenige eines Andern; für Geld willigte er ein, diesem Menschen als Windschirm zu dienen!

Weniger sentimental und mehr praktisch, hatte er nur die gute Gelegenheit gesehen, welche die Umstände ihm darboten, und den Nutzen, den er daraus ziehen konnte. Es war dies für ihn ein unverhoffter Glücksfall und er dachte, es wäre von ihm sehr naiv, diese Gelegenheit nicht zu nützen und sie einem Anderen, der weniger scrupulös wäre, zu überlassen.

Der ehr- und würdelose Charakter in ihm trat voll zutage; es war ganz und gar seiner würdig, die Geliebte seines Herrn, die Mutterfreunden entgegensah, zu seiner Frau zu machen, ohne sie auch nur gesehen zu haben.

Zwei Tage später wurde er ihr vorgestellt. Louise Marie Kerdaniel war eine Blonde mit sanften, unschuldigen, schüchternen Zügen; ihre blauen Augen waren von langen, braunen Wimpern beschattet; der Mund war klein und lächelnd, die Wangen voll und rosig und um das reizende Ensemble voll zu machen, fiel eine Fülle gewellten Blondhaars in den weißen, vollen Nacken herab.

Herr Jeantrec der Aeltere hatte wahrlich keinen schlechten Geschmack.

Die Hochzeit sollte in drei Wochen gefeiert werden und Penavaire fuhr fort, seine Zukünftige zu besuchen.

Der Bruder der kleinen Verführten erklärte sich befriedigt. Das Geschäft war gut für ihn, den einfachen Arbeiter, der in den Thalern seiner Schwester zu wühlen gedachte.

Die Hochzeit wurde mit großem Pompe gefeiert; alle Welt war darin einig, daß die Neuvermählte reizend sei.

Nach dem Diner gab es großen Ball und am Morgen reiste das junge Paar nach der Schweiz und Italien ab.

Herr Jeantrec der Ältere hatte die Hochzeitsreise angerathen, um dem Gerede ein Ende zu machen, das nicht ganz verstummen wollte. Er entfernte die Heldin des Abenteuers, damit sie leichter vergessen werde.

Penavaire sagte sich mit der ihm eigenen Philosophie, daß es dumm wäre, einer so schönen Frau sich nicht zu freuen. Diese wieder wollte nichts als lieben und wiedergeliebt werden. Sie waren denn vollkommen glücklich.

Nur eine Sache störte die Freude des Gatten: die bevorstehende Entbindung seiner Frau. Er sollte der Vater des Kindes eines Andern werden. Dieser Gedanke empörte ihn gegen Louise Marie und den älteren Jeantrec. Darum ward denn auch das Kind, als es zur Welt kam, von seinem legalen Vater sehr kühl aufgenommen. Doch that er seine Pflicht, ohne seinen Widerwillen allzusehr merken zu lassen.

Drei Monate waren kaum verfloßen, als Madame Penavaire sich von Neuem Mutter fühlte. Penavaire nahm diese Nachricht mit schlecht verhohlener Freude auf. Er nahm Louise Marie in seine Arme und überhäufte sie mit Küßsen und Liebkosungen. Wenn man ihn sah, mußte man glauben, er habe schon verzweifelt, Vater zu werden, und daß dieses Ereigniß alle seine Hoffnungen übertreffe.

Er erzählte die Sache aller Welt und man kann sich wohl denken, daß die Leute erstaunt waren, seine große Freude zu sehen, nachdem die Geburt seines ersten Kindes ihm eher Verdruß, als Freude bereitet hatte.

Eines Tages trat er sehr zornig im Hause auf; er forderte, daß sein Erstgeborener, der kleine Alexander, in die Amensschaft gethan werde. Dieser Kleine verursachte ihm einen Abscheu. Er konnte ihn nicht sehen, ohne daß die Hornesröthe ihm ins Gesicht stieg. Er würde, wenn er es gewagt hätte, dieses Kind verleugnet haben, das seinen Namen trug, einen Namen, den man um 50,000 Franken von ihm erkauft hatte. Er entwarf eine Menge Pläne für die Zukunft; aber in der Gegenwart wollte er nicht, daß sein Kind mit diesem Bastard in Berührung komme, mit dem lebendigen Zeugen des häßlichen Handels, in welchem er die Verantwortlichkeit für die Sünden eines Andern übernommen hatte.

Der kleine Alexander, der Sohn des älteren Jeantrec, wurde zu Pächtersleuten nach Plougastel gesendet, mit der Weisung, ihn nicht eher wieder nach Brest zu bringen, als bis es verlangt würde.

Penavaire empfand eine große Erleichterung darüber, nicht mehr dieses kleine Wesen vor Augen zu haben, das nicht sein Blut war und dessen Anblick eine fortwährende Anklage gegen die Tugend seiner Frau und gegen seine eigene Ehre war.

In einigen Tagen vergaß er das Kind vollständig und durchlebte mit seiner Frau wieder die ersten Monate ihrer Ehe.

Seine Liebe zu ihr wuchs merklich und er hatte nur mehr einen Gedanken: sein Kind und seine Louise.

Allerdings muß gesagt werden, daß auch die Frau an verführerischem Reize zugenommen hatte. Die Toilette, welche sie entzückend zu tragen verstand, erhöhte die Schönheit der Blondin; ihre Taille hatte sich abgerundet, die Formen waren voller, das Fleisch fester; die Ecken waren verschwunden. Ihre Physiognomie hatte einen lächelnden und zugleich ernstern Ausdruck angenommen.

Und sie hatte recht zu lächeln, denn sie war glücklich. Sie empfand für Penavaire eine Liebe voll Zärtlichkeit und reizender Aufmerksamkeiten, für die er sich sehr empfänglich zeigte.

Es war die gute, kleine, häusliche Frau, ruhig, liebevoll, ernst und besonnen, keine andere Zuneigung kennend, als diejenige, die sie ihrem Gatten geschworen, keine andere Freude kennend, als diejenige, ihn zufrieden zu sehen, keine andere Hoffnung hegend, als diejenige, so zu Zweien beisammen zu leben, ohne Kummer und ohne Sorgen. . . . Andererseits sah sie allmählig den Wohlstand kommen. Penavaire machte brillante Geschäfte. Er hatte Jeantrec versprochen, den Kredit und das Ansehen des Hauses wieder zu heben und dies war ihm gelungen.

Zunächst hatte er eine radikale Aenderung vorgenommen, welche, so einfach sie schien, doch ein sehr geschickter Schachzug war.

Als er in seine Rechte eines Chefs des Hauses eingetreten war, begnügte er sich, der Firma

#### Gebrüder Jeantrec

Wein und Spirituosen (Gegründet im Jahre 1866)  
den Zusatz anzufügen:

#### Léon Penavaire, Nachfolger.

So ersah man die Aenderung in der Führung, ohne zu vergessen, daß es sich um das alte Haus Jeantrec handle, welches 23 Jahre lang einen ehrenvollen Ruf genossen hatte.

Allein, der Name Jeantrec durfte nicht lange an der Seite des seinigen bestehen bleiben. Es war damit zunächst wie mit dem Anblick des kleinen Alexander: der Name erinnerte ihn an seinen wenig ehrenvollen Handel. Er fühlte, daß in den Augen gewisser Leute dieser Name ihn noch beherrschte, noch erdrückte und daß man unter demselben die gebieterische Hand des Herrn sah. Er galt für einen Strohmann, den die Gebrüder Jeantrec auf diesen Posten gestellt hatten. Auch hatte er Angst, daß eines seiner früheren Opfer ihn eines Tages zur Rechenschaft ziehen könnte. Doch als kein Zwischenfall kam, hatte er allmählig Zutrauen gefaßt und ohne Furcht und Gewissensbisse sich seines Ehglückes gefreut.

— Das ruhige, zufriedene Leben, das Du Dir wünschtest, wir haben es gefunden, sagte er seiner Frau oft, wenn sie des Abends traulich beisammen saßen. Und dieses Leben wird noch schöner, noch zärtlicher sein, wenn wir zu Dreien sein werden, wenn unser Kind da sein wird, das Band, das uns verknüpft. Es wird sicherlich Sorgen, vielleicht auch Kummer für uns mitbringen; aber wir werden es so sorgfältig pflegen, wir werden es so sehr lieben, daß der Himmel uns die Gnade erweisen wird, uns nicht in ihm zu strafen.

— Was ziehst Du vor? fragte Louise.

— Ich möchte eine Tochter, blond und schön wie Du. Sie wird mir ähnlich sehen und ich werde stolz auf sie sein. Nichts wird zu schön sein für sie. Aber ich werde sie nicht verzärteln; man erweist den Kindern einen schlechten Dienst, wenn man ihren Launen nachgibt. Und ich werde sie sorgfältig überwachen, denn ich würde sehr fürchten, daß einer jener abscheulichen Männer, wie es deren viele gibt, sie rechtzeitig ihrer Unschuld berauben könnte.

Indem er so sprach, vergaß er, wer seine Frau sei und vergaß seiner eigenen schändlichen Handlungen, der armen jungen Mädchen, Kinder von fünfzehn bis achtzehn Jahren, die er in seine Behausung führte und die sich ihm ergaben, ohne recht zu wissen, wie und weshalb. Es war nicht mehr der Junggeselle von ehemals, sondern der um seine Ehre und um das Glück seiner Kinder besorgte Familienvater.

— Wir werden sie hier unterrichten lassen. Die Pensionate sind Herde der Sittenlosigkeit geworden. Unter den Schülerinnen gibt es viele lasterhafte und diese verderben die anderen.

— Aber die Klöster werden doch gut geleitet?

— Es gibt wohl deren einige; aber viel mehr sind es die weltlichen Schulen, wo Tugend und Sitte bewahrt werden.

— Schau, ich hörte das Gegentheil sagen.

— Auch ich; aber Das ist falsch, grundfalsch und übrigens wenig überraschend. Ich bin denn auch entschlossen, unser Kind nicht ins Kloster zu geben, damit ihr nichts widerfahre; ich werde es behalten, wir werden es überwachen und es wird in Reinheit und Unschuld heranwachsen.

— Du hast Recht; niemals würde ich an alle diese Dinge gedacht haben.

— Weil Du das Leben und die Welt nicht so hast kennen lernen wie ich; aber es wird Dir allmählig die Erfahrung kommen. Uebrigens werde ich ja immer da sein, um Dich zu leiten und zu beraten.

Wie man sieht, stach Penavaire ganz und gar in der Haut eines wackeren und ehrlichen Spießbürgers.

Indeß gab es in diesem schönen Familienbilde einen kleinen Schatten. Bruder Kerdaniel begann die Familie zu kompromittiren.

Früher ein guter, von seinen Vorgesetzten geachteter Arsenal-Arbeiter, hatte er aus Anlaß der Verheirathung seiner Schwester acht Tage Urlaub genommen und war während dieser Zeit aus dem Kausche nicht mehr herausgekommen.

Nach Ablauf seinesurlaubes kehrte er wieder ins Arsenal zurück und arbeitete die ganze Woche in musterhafter Weise; aber als der Sonntag kam, das heißt vom Sonnabend bis zum Montag Früh trieb er sich in den Kneipen herum und besoff sich mit Aepfelmöst. In solchen Stunden ward er bössartig und war jeden schlimmen Streiches fähig. Einmal ward er sogar verhaftet, aber auf Verlangen Penavaires sogleich wieder freigelassen.

Es war an einem Sonntag Morgens. Große Handelsschiffe sollten in dem Handelshafen einlaufen; große Tafeln kündigten an beiden Enden der Drehbrücke an, daß diese um zehn Uhr geöffnet werden würde.

Die Drehbrücke verbindet über die Hafensassins hinweg Brest mit dem Vororte Recouvrance. Es ist eine ungeheure

Masse, ganz von Eisen; sie erhebt sich vierzig Meter über den Wasserspiegel, ist achtzig Meter lang und sechs Meter breit. Vier Männer genügen zu ihrer Handhabung; sie öffnet sich in der Mitte in zwei Theile, die sich bis ans Ufer drehen lassen.

Zur festgesetzten Stunde ging man mit der Oeffnung der Brücke vor. Wie üblich wurden an beiden Enden Ketten querüber ausgespannt und ein Seemann als Wache aufgestellt, damit Niemand die Brücke betreten könne.

Die beiden Hälften der Brücke waren jetzt in einer Entfernung von etwa zwei Metern von einander getrennt.

Kerdaniel kam berauscht vor der Brücke an, täuschte die Wachsamkeit des Soldaten, stieg über die Kette und begann gen Recouvrance zu laufen, was er konnte. Vergebens rief man ihm Halt zu, er hörte nichts. Er trifft in der Mitte der Brücke ein, sieht den gähnenden Spalt, nimmt einen Anlauf und springt hinüber; drüben fällt er auf den Bauch hin.

— Es muß doch einen Herrgott auch für die Trunkbolde geben, sagen die Leute, die Zeugen dieser Scene waren.

Seelente bemächtigten sich des Kerdaniel und brachten ihn zum Polizeiposten, wo Penavaire ihn einige Stunden später befreite. Dieses Abenteuer in Verbindung mit einigen Kaufhändeln, welche er in berühmten Quartieren mit Soldaten hatte, brachte ihn in Verruf und sein Schwager verbot Louisen, ihm Geld zu geben.

Diese waren die einzigen Aergernisse, welche im ehelichen Leben der Familie Penavaire vorkamen.

Endlich genas die junge Frau einer Tochter.

Penavaire war auf dem Gipfel des Glückes angelangt. Das Kind war schön und glich ihm in einer überraschenden Weise; selbst den bösen Blick ihres Vaters schien die Kleine geerbt zu haben. Sie erhielt den Namen Henriette.

Im nächsten Jahre kam ein zweites Mädchen. Von nun an lebte Penavaire nur zwischen seiner Frau und seinen Kindern. Der kleine Alexander starb an einer akuten Bronchitis bei den Pächtersleuten in Plougastel. Nichts war von der Vergangenheit übrig geblieben und Penavaire hatte nichts mehr zu wünschen. Er erwarb allmählig Vermögen und hatte sich seiner Schuld gegen die Brüder Jeantrec noch vor der Verfallszeit entledigt. Diese hatten Brest verlassen und so aus dem Leben Penavaires den letzten Rest von Unsauberkeit verschwinden gemacht.

VIII.

Wir wollen nun zu Marion und Jacob zurückkehren.

Achtundvierzig Stunden waren verflossen, seitdem der Unteroffizier, der völlig den Kopf verloren, sein Regiment verlassen hatte.

Der Fall war ernst, aber was kümmerte er sich darum?

Er war mit seiner Marion, die hundertmal schöner war in ihrer Umwandlung. Dies genügte ihm. Er überlegte nicht, er wollte nicht überlegen. Seine Liebe machte ihn blind und wenn von Zeit zu Zeit seine Gedanken bei seiner Frevelthat Halt machten, so geschah es nur, um die Folgen derselben zu ermessen.

Jetzt waren die Würfel gefallen und seine Sache klar. Wenn er zum Regimente zurückkehrte, so waren ihm dreißig

Tage Gefängniß sicher und Marion war für ihn verloren. Nein, nein; so dumm war er nicht. Ueberdies war er des schmutzigen Kriegshandwerks überdrüssig, bei welchem man für nichts und wieder nichts ins Loch gesteckt wird. Hätte man ihn nicht gehindert, zur verabredeten Stunde sich zu seiner Geliebten zu begeben, so wäre Aldies nicht geschehen. Marion wäre gewiß in Rennes geblieben.

Die junge Bretonin ließ ihren Geliebten reden; sie begriff, daß für den Augenblick alle Vernunftgründe vergeblich seien. Doch gab sie die Hoffnung nicht auf, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Sie wußte, daß die Fahnenflucht erst nach sieben-tägiger Abwesenheit ausgesprochen wird; sie hatte denn noch Zeit, ihm ins Gewissen zu reden. Schließlich wird er für sechs oder sieben Tage Abwesenheit vielleicht nicht härter bestraft werden, als für zwei oder drei Tage.

Mittlerweile war Jacob ihr unterthäniger Sklave geworden. Er hatte mit ihr den Gasthof verlassen und die Zwischenstock-Wohnung in der Avenue des Batignolles bezogen.

Diese bequem möblirte Wohnung gefiel Marion sehr, die sich darin sogleich als Herrin einrichtete. Sie nahm eine kleine, muntere Magd, welche der Pförtner ihr empfohlen hatte, in ihren Dienst.

Jacob hatte seine Uniform gegen bürgerliche Kleider vertauscht und sie gab ihn für ihren Bruder aus.

Da sie nunmehr in ihrem eigenen Heim war und durch ein Telegramm erfahren hatte, daß Herr Durand sie nicht vor acht Tagen stören werde, beschloß sie, die Heilung des Unteroffiziers in Angriff zu nehmen.

Zunächst gedachte sie ihn mit Liebe zu sättigen; sie hoffte dadurch das Fieber seiner Sinne, das ihn der Vernunft beraubte, zu beschwichtigen. Vielleicht wenn das Fleisch gesättigt wäre, würde Jacob schließlich in sich gehen und das Widerstreben gegen die Rückkehr aufgeben. Die Männer sind so drollig. Sie sind Feuer und Flamme, leisten ewige Eide und dann fühlen sie plötzlich ans wie naß gewordene Kohlen und vergessen ihre Eide. Jacob konnte auch nicht anders sein, als die Uebrigen.

Indeß war der Unteroffizier unersättlich.

Je mehr er mit Marion in Berührung kam, desto mehr begehrte er sie . . . Sein Liebesdurst stellte sich jeden Augenblick ein . . . Er war ebenso unermüdlich wie unersättlich . . .

Erstaunt, aber im Grunde entzückt entzog sich Marion keineswegs den leidenschaftlichen Umarmungen des Soldaten. Eine glühende, sinnliche, liebevolle Natur wie sie war, gab sie sich ihm völlig hin, so daß aus dieser Vereinigung zweier Trunkenheiten für Jacob nur eine ununterbrochene, immer vollständigere Wonne hervorging. Marion ward seine Freude, sein Idol . . .

Aber nach den Stunden der Wonne fand die junge Bretonin sich selbst immer wieder . . . und dann überlegte sie.

— Wo soll Das hinführen? rief sie dann.

— Was liegt daran? entgegnete der Soldat, sie von Neuem in seine Arme schließend. Lieben wir uns . . .

— Und nachher?

— Kimmern wir uns nicht um das „Nachher“. Du bist schön, Marion, und bist werth geliebt zu werden.

— Du bist ganz artig, mein Herzliebster, und wir sind ja sehr glücklich miteinander; aber was wird geschehen, wenn der Mann, der mich hier installiert hat, mich besuchen wird.

Diese Frage brachte Jacob in Verlegenheit und er schwieg.

— Du wirst dann den Platz räumen müssen, fügte Marion hinzu.

Der Unteroffizier erwiderte mit erstickter Stimme:

— Freilich wohl, da Du Dich nicht von ihm trennen willst.

— Und was willst Du anfangen, während er hier sein wird?

— Ich werde ruhig abwarten, bis er wieder geht.

— Gut. Wenn er aber zum Abgeordneten gewählt wird, und dann ständig in der Hauptstadt wohnen wird?

— Ach, sprich mir nicht davon!

— Wir müssen im Gegentheil davon sprechen . . . Wir sind keine Kinder und müssen bedenken, was wir thun. Du liebst mich und ich liebe Dich, Das ist richtig. Aber man lebt nicht von der Liebe und von frischem Wasser. Einstweilen, bis ich Besseres finde, benötige ich das Geld dieses Mannes. Die paar hundert Franken, die Du Dir von Zeit zu Zeit verschaffen wirst, genügen nicht für das Leben, welches ich zu führen beabsichtige. Man muß daher an Alles denken. Wenn ich also eines Tages nicht mehr ganz Dir angehören kann, wie heute, wozu hat dann Deine Fahnenflucht gedient?

— Ach, Marion! wir sind doch nicht so weit . . .

— Heute noch nicht, auch morgen nicht . . . aber in zwei Wochen, in einem Monate?

— Wir werden dann überlegen . . .

— Es wird zu spät sein. Höre mich, Liebster; ich habe eine Idee, und wenn Du gut sein willst, wirst Du sie annehmen.

— Welche Idee?

— Nach zwei Tagen wirst Du zu Deinem Regimente zurückkehren . . .

— Niemals! . . .

— Laß mich ausreden. Ja, Du wirst zu Deinem Regimente zurückkehren und ich verpflichte mich, alle acht Tage nach Rennes zu kommen. Ich werde in einem Gasthose absteigen, den Du mir bezeichnen wirst und wir werden da acht- undvierzig Stunden mit einander verbringen.

Jacob, auf einen solchen Vorschlag nicht gefaßt, wurde wankend gemacht.

— Ach, Du würdest Das thun?

— Ich schwöre es Dir! . . . Nun, was sagst Du?

Der Unteroffizier fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sagte nach einer Weile:

— Laß mich bis morgen überlegen.

— Morgen wird der vierte Tag Deiner Abwesenheit von Rennes sein. Bedenke . . .

— Ja; ich weiß es. Aber es wird nicht zu spät sein, mich dazu zu entschließen oder es zurückzuweisen.

— Du wirst meinen Vorschlag annehmen, nicht wahr, Jacob?

— Dringe nicht in mich, Marion; wir werden morgen sehen.

Am folgenden Morgen, kaum erwacht, erklärte Jacob kategorisch, er werde nicht reisen.

— Mein, ich gehe nicht mehr nach Rennes, sagte er der jungen Bretonin. Ich fühle, daß Dies die endgiltige Trennung wäre und ich würde von Neuem dumme Streiche machen. Ich will mich überdies nicht der Strafe unterwerfen, die meiner harret, und nicht der Kassation. Es ist entschieden; ich bleibe.

— Gut, sagte Marion, welche begriff, daß Jacobs Entschluß unwiderruflich sei; aber ich mache Dich aufmerksam, daß Du eine Thorheit begehst.

Das war Alles . . . obgleich Marion sich noch nicht für geschlagen hielt.

Die Magd trat jetzt ein und brachte Marion einen Brief.

— Schau! sagte diese, nachdem sie das Schreiben durchflog, das ist ein Brief des „Herrn“.

Das Wort „Herr“ sprach sie mit einer geradezu respektvollen Betonung aus.

— Des Herrn? fragte Jacob.

— Jawohl, des Herrn . . . des Herrn Durand, meines Beschützers.

Jacob verzog das Gesicht.

— Ah! Und was sagt er, Dein Beschützer?

— Oh, etwas, was ich erwartet habe. Er kündigt mir seine Ankunft an.

— Schon?

— Ja schon. Er hat vier, fünf Tage frei und will sie mit mir verbringen.

— Vier, fünf Tage? wiederholte Jacob ganz verblüfft.

— Vielleicht gar sechs, fügt der Herr hinzu.

— Und was wirst Du thun?

Marion brach in ein Gelächter aus.

— Wie? was ich thun werde? rief sie. Was ich thun muß . . . Ich werde ihn vor Allem sehr höflich empfangen und ihm die Ehren „seines Hauses“ erweisen. Dann werde ich ihn zerstreuen, unterhalten und . . .

— Ach, Marion! Du wirst Das nicht thun! . . .

— Aber ja, ganz gewiß!

— Und ich? was werde ich während dieser Zeit thun?

— Du wirst thun, was Du gesagt hast: „Du wirst in irgend einem Gasthofzimmer abwarten, bis er wieder fort ist.“

Und ohne die fürchterliche Blässe Jacobs zu beachten, fügte Marion nachlässig hinzu:

— Ja, Du mußt sogleich daran denken, denn der „Herr“ kommt zu Mittag.

Jacob schwieg gegen alle Erwartung; aber ein Blitz leuchtete aus seinen Augen.

— Es gibt vielleicht doch ein Mittel, Alles gut einzurichten? sagte er dann.

— Welches Mittel?

— Bin ich nicht für alle Welt Dein Bruder?

— Nun?

— Nun, als Dein Bruder darf ich doch da bleiben, selbst in Gegenwart Deines „Herrn“?

Es fehlte nicht viel und Marion hätte zornig ausgerufen: „Hast Du denn alle Würde verloren?“

Aber sie hielt an sich.

Ein neuer Plan war in ihrem Kopfe aufgetaucht.

— Mein armer Jacob, Du bekümmerst mich sehr, sprach sie. Gut denn, es sei; Du sollst mein Bruder bleiben.

— Dann muß ich nicht ins Hôtel gehen; ein Bett im Salon wird mir genügen. Zwei, drei Tage sind bald vorüber.

— Abgemacht.

Marion rief das Dienstmädchen.

— Zelig, sagte sie, Sie wissen, daß ich vollständig auf Ihre Verschwiegenheit rechne. Der Mann, der mich derzeit ausschält, — Marion betonte das Wort derzeit — wird heute eintreffen und drei oder vier Tage hier bleiben. Es versteht sich von selbst, daß Herr Jacob mein Bruder bleibt. Sie sind klug, Sie verstehen mich. Da, nehmen Sie diese zwei Louis und kaufen Sie sich ein Kleid dafür.

— Madame sind sehr gütig.

— Bleiben Sie mir auch ferner ergeben und Sie werden sich nicht zu beklagen haben.

Zelig erschöpfte sich in Danksgungen und zog sich zurück.

Gewiß wird sie ihrer jungen Herrin ergeben bleiben, sagte sie sich . . . Sie ist doch nicht von gestern und vorgestern. Mit dem ersten Blick hatte sie gesehen, wie es um den fraglichen Bruder stehe. Es war der Herzensgeliebte. Hatte nicht alle jungen Damen, bei welchen sie bisher gedient, einen solchen? Das ist doch natürlich . . . Und sie selbst . . . Uebrigens war ihre Herrin nicht prude. Hatte sie ihren Dienst gethan, so fragte man sie nicht lange, wie sie ihre Zeit zubringe. Es fällt ihr nicht ein, ihre Herrin bei dem Spießbürger zu verrathen, der doch nur ein wackeliger Alter sein kann. Marion konnte denn vollkommen auf sie zählen.

Die junge Bretonin ging sogleich an ihre Toilette und verwendete augenscheinlich große Sorgfalt auf dieselbe. Jacob bemerkte Dies.

— Wie schön Du Dich machst! sagte er.

— Ich muß wohl.

— Du legst einen neuen Schlafrock an . . .

— Es ist nichts zu schön für den „Herrn“ . . .

Jacob fuhr von seinem Sessel empor.

— Du ärgerst mich schon mit Deinem „Herrn“! rief er.

— Unmöglich! erwiderte Marion ruhig. Ei, bist Du etwa eifersüchtig? Nun, mein Lieber, da verlierst Du Deine Zeit . . . Du weißt, was wir vereinbart haben? Nur keine Scenen, oder . . .

— Oder?

— Ich lasse Dich im Stich, mein Kleiner.

Jacobs Gesicht spielte alle Farben des Regenbogens und das Blut stieg ihm in die Kehle. Mit weit aufgerissenen Augen schaute er die Bretonin an.

Aber diese blieb fest; ruhig fuhr sie in ihrer Toilette fort; ja, sie lächelte sich sogar gefällig im Spiegel zu.

Der Unteroffizier ballte die Fäuste und stand ohne Zweifel auf dem Punkte, in Zorn auszubrechen, als plötzlich beim Anblick des ruhigen Antlitzes Marions seine Nerven wieder nachließen und er schluchzend in einen Lehnstuhl sank.

— Oh, wach' ein Feigling bin ich! murmelte er.

Beim Anblicke seiner Thränen zog sich das Antlitz Marions einen Augenblick schmerzlich zusammen. Aber sie bezwang sich, nun heiter zu scheinen, und sagte, ohne ihren Platz zu verlassen:

— Ach, Das merkst Du jetzt erst? Du siehst, wohin Dein Eigensinn Dich führt. Ich hielt Dich für stärker. Wenn Du schon wegen eines Wortes Dich erzürnst, was wird erst weiter geschehen?

— Marion, sagte Jacob jetzt in ruhigem Tone, — ich glaubte, Du habest ein Herz . . .

— Und Du merkst jetzt, daß ich keines habe . . . Und doch habe ich stets geglaubt, daß ich eines habe . . . Ich habe mich vielleicht getäuscht. Das weibliche Herz ist so veränderlich. Mit einer plötzlichen Bewegung kehrte Jacob zu ihr zurück.

— Späße nicht so, sagte er. Du thust mir weh . . .

— Ich spaße nicht.

— Doch, doch; ich kann nicht glauben, daß Du schon so verderbt seiest. Erweise mir die Gnade, Deinen Herrn Durand nicht zu küssen, wenn er da sein wird.

— Oh, Du trittst mit Forderungen auf! . . . Ich kann mich doch nicht wie eine Wilde betragen . . . Dafür bezahlt er mich nicht . . .

— Das ist wahr . . .

— Du bist ein Kind. Warum soll ich Dir nicht gleich versprechen, nicht mit ihm zu schlafen? Ach, was sind doch die Männer eigennützig!

Jacob stieß einen tiefen Seufzer aus, und indem er allmählig Muth faßte, sagte er:

— Wenn Du wolltest, könntest Du dieses eine Mal mich doch schonen . . .

— Wieso denn?

— Beispielsweise indem Du ihm sagst, daß Du unwohl seiest. Das ist doch ganz natürlich. Er würde dann vielleicht früher wieder abreisen.

Marion wurde jetzt fast cynisch.

— Ei, ei, es ist gar nicht so übel, was Du da verlangst . . . Und während er schläft, soll ich vielleicht Dich aufsuchen, nicht? Geh! Du verlierst den Verstand! . . .

— Schweig, Marion, schweig!

— Nun, so laß mich zufrieden . . .

Einige Minuten nach zwölf Uhr traf Herr Durand ein. Marion empfing ihn. Jacob hatte sich mürrisch in ein Nachbarzimmer zurückgezogen. Von dem Orte, wo er sich befand, konnte er die geräuschvollen Küsse des Herrn aus der Provinz hören.

Der Unteroffizier lief zur Thüre und blickte durch das Schlüßelloch. Er sah Marion in den Armen des Herrn Durand; dieser drückte sie an sein Herz und bedeckte sie mit Küssen. Die junge Bretonin ließ ihn gewähren; sie schien sogar ihm die Lippen anzubieten.

Ein schrecklicher Krampf zog das Antlitz des Unteroffiziers zusammen. Er ballte die Faust, wie um die Thüre einzuschlagen, die er ja nur zu öffnen brauchte. Aber auch diesesmal verließ ihn der Muth; er wich entsetzt zurück und murmelte:

— Nein, ich kann Das nicht sehen!

Zwei Minuten später ward die Thüre des Zimmers, in welchem er sich befand, geöffnet und Marion winkte lachend dem Unteroffizier.

— Komm her, Jacob, daß ich Dich dem Herrn Durand vorstelle!

Mechanisch trat der überraschte Jacob näher und nun befand er sich dem Herrn Stadtrath gegenüber. Dieser reichte ihm freudig die Hand.

— Bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein Junge. Der Bruder meiner Marion kann hier nur willkommen sein. Sie werden mit uns frühstücken. Ich habe einen Wolfshunger mitgebracht und bin glücklich zu sehen, daß Marion die Dinge gut gemacht habe. Das Frühstück ist aufgetragen, man braucht sich nur zu Tische setzen. Das ist sehr artig und verdient ein Küßchen.

Und ohne sich weiter um die Anwesenheit des Bruders zu kümmern, faßte er mit beiden Händen den Kopf der jungen Frau und küßte sie auf die Lippen.

Marion wehrte sich nicht.

— Zu Tische! rief sie fröhlich aus.

Doch Jacob blieb auf seinem Plage stehen; er war bleich und preßte die Zähne zusammen.

— Nun, wollen Sie sich nicht zu Tische setzen? fragte Herr Durand, sein Telleruch entfaltend.

— Nein, erwiderte der Soldat mit dumpfer Stimme.

— Haben Sie keinen Hunger?

— Nein.

— Schade; die Suppe sieht recht einladend aus.

— Möglich; aber es beliebt mir nicht, an diesem Tische Platz zu nehmen und ich will lieber weggehen.

Herr Durand blickte verwundert auf.

Jacob nahm mit würdigem Ernste seinen Hut, bedeckte sich und sagte ironisch:

— Ich lasse Sie allein, mein Herr. Guten Appetit, Schwester!

Und er warf heftig die Thüre hinter sich zu.

Herr Durand schaute Marion an.

— Was hat er denn? fragte er überrascht.

— Achte nicht weiter auf ihn, er ist ein wenig verwirrt, entgegnete Marion heiter.

— Umso schlimmer für ihn; ich bedauere ihn von ganzem Herzen. Wir werden die Suppe ohne ihn essen. Und laß Dir von mir rathen: sage Deinem Bruder nicht wer ich bin. Dies wäre mir unangenehm.

— Sei unbesorgt.

— Nun, gib mir Suppe heraus mit Deinem allerliebsten Patschhändchen.

Marion that Suppe in die Teller.

Herr Durand schwagte wie eine Elster.

— Du wohnst ja ganz hübsch. Ich habe Dein Schlafzimmer noch nicht gesehen; aber nach diesem Schlafzimmer zu urtheilen scheint der Tapezierer seine Sache gut gemacht zu haben.

— Dank Deiner Freigebigkeit.

— Oh, ich sehe nicht auf das Geld, wenn ich einmal bei der Sache bin. Und übrigens ist nichts zu schön für Dich, Liebste. Nach dem Dejeuner wirst Du mir Dein Schlafzimmer zeigen, wie?

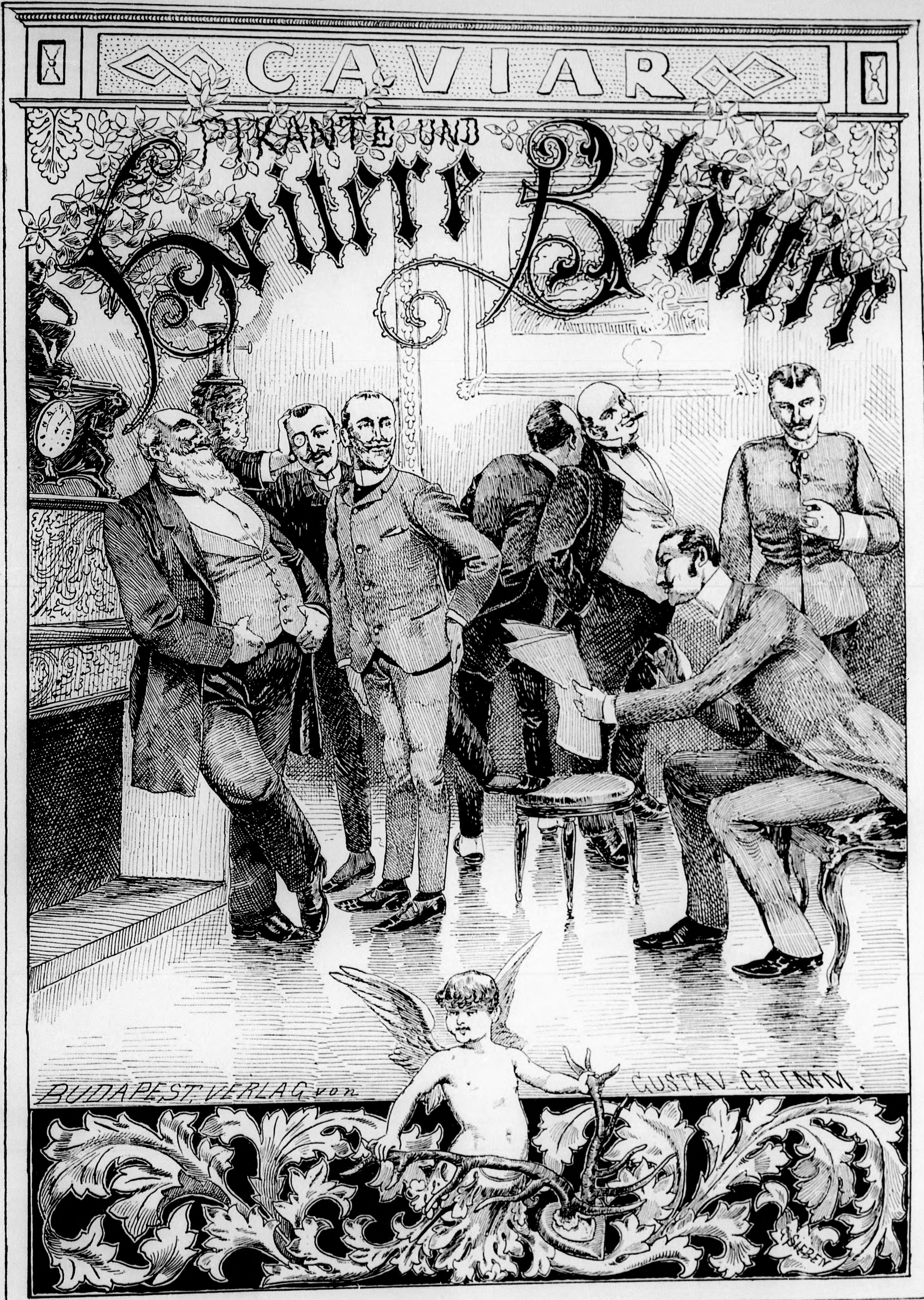
Indem er dies sagte, zwinkerte Herr Durand mit den Augen.

— Frägt man so was, mein Herr? entgegnete sie neckisch.

(Fortsetzung folgt.)

Caviar-Kalender für 1892 werden erschienen. — Siehe Rückseite.

Caviar-Kalender für 1892 werden erschienen. — Siehe Rückseite.



Erscheint in 18 Hefen. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).  
 Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portoschlag.